

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339193](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339193)

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

Der Helsensteiner Klexer.

Eine lustige Gesellschaft Straßburger, Männer und Frauen, machten einmal, zur Pfingstzeit, einen Ausflug nach Barr und dem Odilienberg, und ließen's tüchtig gelten mit Essen und Trinken, da das Bergsteigen und die Bergluft guten Appetit machen. An Spässen und Schwänken fehlte es nicht, und am Pfingstmontag rollte das Bernerwägelein, gegen Abend, wieder der Heimath zu.

Ein Ehepaar aus der Gesellschaft — der Mann war Perrückenmacher oder Wartscheerer — hatte zu Helsenstein, im Stern, großen Geschmac gefunden an dem guten Clevener Wein, und, um in Straßburg später auch noch echten und unverfälschten „Helsensteiner Klexer“ trinken zu können, sich einige Flaschen davon füllen lassen, die nun wohlverpackt im Kästchen des Hintersitzes lagen, auf dem der Perrückenmacher und seine Frau saßen.

Dieß war alles schön und gut; allein der größte Spaßvogel aus der Gesellschaft, ein Fischhändler, hatte, wie man zu sagen pflegt, „e Schnyd“ auf den guten Wein, und verabredete mit den Andern dessen Entwendung auf der Heimreise, was aber keine Kleinigkeit war, da der Perrückenmacher, und besonders seine Frau, den Braten schmeckten, daher gewaltig auf ihrer Huth waren, und den Wein bewachten wie ihren Augapfel.

Jetzt fährt man in den Hof des Wirthshauses zum Glückelsberg ein, um einen kleinen Halt zur Stärkung und Labung zu machen. Alle steigen ab und begeben sich in die mit Menschen angefüllte Wirthsstube, ausgenommen die Perrückenmacherin, welche steif und fest, wie angenagelt, auf dem Wägelein und auf dem Clevener Weinsitzen bleibt, wie ein Huhn auf den Eiern. — „Ich habe weder Durst noch Hunger“, sagte sie, „geht ihr nur hinein; ich warte gerne allein hier bis ihr wieder heraufkommt.“ — Es bangte ihr nämlich für ihren Helsensteiner Klexer, auf den der Fischhändler, der durchtriebene Schelm, ein listernes Auge hatte.

Also, die Perrückenmacherin bleibt draußen mütterseelen allein sitzen, während die übrigen Mitglieder der lustigen Reisegesellschaft sich's wohl sein lassen drinnen in der Wirthsstube. Aber der Fischhändler denkt, die will ich schon vom Bernerwägel herabbringen, sollte sie auch

drauf angepicht sein, und, sobald sie den Rücken verwendet, wird der mitgenommene Wein wegstipirt. Als es nun bald an die Abfahrt gehen sollte, kommt der Fischhändler ganz zornig heraus in den Hof gelaufen, und flucht und wettet daß es eine Art hat.

„So etwas hab' ich meiner Lebtag noch nicht erlebt!“ ruft er ganz wild, als die Perrückenmacherin ihn fragt, warum er so sehr im Zorn sei, „das verdirbt mir jetzt völlig meine Pfingstlust! Stellen Sie sich nur vor, die Wirthin macht uns da ein Zeche von acht Franken, für zwei armselige Flaschen Wein und sechs Portionen Käse und Brod. Heißt das geschnitten! Und keinen Heller will sie herablassen, wir haben schon Alle mit ihr gemarktet. Es ist himmelschreiend!“

Da blizt die Perrückenmacherin auf wie besessen, und kreischt: „Wie! Was! jetzt noch acht Franken auf der Heimreise! Es hat uns so schon genug gekostet! Da will ich hinein, und der Wirthin tüchtig den Kaves heruntermachen! Die kommt mir geschlichen, poß Hölle-n-Element!“

Und sink, wie ein junges Kleyperle, springt die erboste Frau vom Wägelein herunter, und stürmt hinein in die Wirthsstube. Allein eben so sink praklizirt auch der Fischhändler die Weinsflaschen aus dem hintersten Sitz in den vordersten, deckt Alles wieder ordentlich zu, und geht dann, als wäre gar nichts vorgefallen, ruhig in die Wirthsstube, wo die Perrückenmacherin sich giftig mit der Wirthin herumzankt, welche der listige Weindieb mit seinem Plane vertraut gemacht hatte, mit der Bitte, sie möge das Abendessen recht gesalzen anschlagen.

Die Wirthin gibt endlich nach, schützt einen Irrthum vor, und sagt, sie wolle sich mit drei Franken begnügen, den Hafer für die Pferde noch mitgerechnet.

„So, jetzt laß ich mir's gefallen!“ meint die Perrückenmacherin, „allein, wenn ich mich nicht drein gelegt hätte, so wären jetzt acht Franken zum Schinder!“ Sie war ganz triumphirend über den guten Erfolg des Handels. Doch ihre Freude sollte bald in Traurigkeit verwandelt werden.

Jetzt wird wieder aufgefressen und abgefahren. Glücklich langt man in Straßburg an, und während der Perrückenmacher und seine Frau

vergebens nach den verschwundenen Weinflaschen im Kästlein herumsuchen, macht sich der Fischhändler damit unbemerkt aus dem Staube. Der geneigte Leser mag sich den Alerger der Bestohlenen denken, der zudem nicht in lauten Worten ausbrechen durfte, weil man sich dann nur lustig über sie gemacht hätte.

Am zweiten Sonntag nach Pfingsten war die ganze Reisegesellschaft beim Fischhändler zum Mittagessen eingeladen, der den Helzensteiner Klewer bei dieser Gelegenheit zum Besten gab. Es wurde viel gelacht und gescherzt, und der ganze Spaß nahm ein lustiges Ende.

So war's recht!

(Aus des alten Schmiedjakobs Geschichten, von W. D. von Horn.)

Ob ihr, liebe Nachbarn und Freunde, nahm der alte Schmiedjakob das Wort, schon Zigeuner gesehen habt, weiß ich nicht, glaub's aber, da unsere Weiberchen und Mädchen absonderlich gerne mit ihnen zu thun haben. Es sind so braungelbe Gesichter mit schwarzen, brennenden Augen. Sie ziehen seit vielen Jahrhunderten in der Welt herum, haben keine Heimath, reden ein Kauderwelsch unter sich, das kein Christenmensch versteht, betteln, mausen und erheben die Narrensteuer. Was? Narrensteuer? Was ist denn das? fragten gleich alle Mädchen und Frauen, die in der Stube des Schmiedjakobs zusammen saßen. Will's euch sagen! Jeder gute Christ weiß, daß der liebe Gott aus guten, heiligen Absichten uns Menschen die Geschicke der Zukunft verborgen hat. Nun gibt's aber der Narren unendlich Viele, die gern eben das wüßten, was ihnen Gott zu wissen unmöglich gemacht hat. Darauf spekuliren (die Kartenschlägerinnen thuns auch) die Zigeuner. Weil sie ein fremdes, abenteuerliches Volk sind, und gar unheimlich aussehen, meinen jene Narren, sie wüßten mehr, als andere ehrliche Menschenkinder.

Da kommen sie denn mit wichtiger Miene und sagen wahr (so nennen's die Narren, und ist doch eitel Trug und Lug), nehmen die Hand, blicken gar ernst hinein und sagen dann, wenn es zum Beispiel die Hand eines jungen Mädchens ist: „Du hast einen schönen (das meint Jede!) und treuen (was könnte ihr lieber seyn?) Schatz. Du wirst bald Hochzeit haben! (alle Blitz, das schlägt ein!)“ — Des Dings sagen sie nun noch mehr, was die Mädchen gern

hören. Wird das Gesicht fröhlich, so kommt noch Reichthum, Glück, u. s. w. Wird aber das Gesicht traurig, so heißt's: Es ist Jemand dagegen; aber sey nur still. Er besinnt sich und gibt's doch noch zu, und dergleichen. Bei Andern schwätzen sie von Erbschaften und, Gott weiß, was noch, halten sich aber dabei so, daß es immer noch möglich ist. Dann gibt's Geld, etwas aus der Haushaltung dazu, und liegt etwas da, was Niemand verloren hat, so findet's die Wahrsagerin sicher auf der ungelegten Bank. Ich frage euch: Ist das nicht eine Narrensteuer, die sie erheben? Aber die Zigeuner sind die Narren nicht! Wenn ihr aber saget: Wer wird denn so dumm — und ich setze hinzu — so gottlos seyn? so antworte ich auch darauf: Wenn's keine solche Narren und Gottlose im Lande gäbe, so müßten die Zigeuner und die Kartenschlägerinnen — verhungern oder arbeiten; aber die leben in Floribus und thun nichts. Also? — Wo sich so ein Trupp Zigeunergesindel aufhält, bettelt und wahrsagt, da gibt's immer hintennach etliches Wehklagen; denn sie lassen nichts liegen, als glühendes Eisen und Mühlsteine. —

Doch ich wollte euch eine schöne Geschichte erzählen, in der die Zigeuner auch ein Plätzchen haben, wenn auch kein schönes.

Ludwig der Achte, Landgraf von Hessen, der gewöhnlich im Sommer auf dem nahe bei Darmstadt gelegenen schönen Schlosse Kranzstein wohnte, war ein vortrefflicher Fürst, ein milder und doch gerechter Herr, und die braven Hessen hatten ihn lieb, wie er's verdiente. Er hielt im Lande auf Zucht, Sitte, Recht und Ordnung, und mochte die herumziehenden Zigeuner, die damals noch viel häufiger, als jetzt, hordenweise in Deutschland herumlungerten nicht leiden. Sie trieben's damals auch toll genug; mauseten in den Häusern, brachen Nachts ein, und fielen die Reisenden auf der offenen Landstraße an. Er hätte die Landplage gern von seinen Unterthanen ferne gehalten. Dazu war kein besseres Mittel, als sie, wenn sie etwas Unrechtes trieben, tüchtig zu strafen. Das wurde allen Amtleuten anbefohlen. Wie frech aber das Gesindel durch die große Schonung und Nachsicht geworden war, möget ihr daraus erkennen, daß sie, trotz dieser Maßregeln, in Hessen herumzogen und mitgehn hießen, was sich nicht wehrte und — auch die Narrensteuer erhoben. —

Auf den strengen Landgrafen hatten sie aber daher einen Pöcker, und dieser Pöcker wurde noch größer, als sich Folgendes ereignet hatte:

In dem prächtigen Walde, der sich bei dem Schlosse Kranichstein befindet, hatten sich seit einigen Tagen die Zigeuner in ziemlich großer Anzahl niedergelassen und trieben ihr Wesen darin. Einer von ihnen, und zwar der sogenannte Herr Hauptmann der Horde, ließ per Gelegenheit auf einem Jahrmarkt in der Nähe, seine Finger in der Tasche eines ehrlichen Mannes, nach dem Geldbeutel suchend, spazierengehen. Dem ehrlichen Mann ging es nicht wie Jenem, der auch so etwas fühlte und meinte, es seyen seine eigenen Finger, sondern er fuhr darnach herum und erwischte die Hand des Herrn Zigeunerhauptmannes, die eben den Geldbeutel des ehrlichen Mannes in Sicherheit bringen wollte, damit er nicht von einem Spitzbuben gestohlen würde. Auf dem Jahrmarkte fehlte es nicht an Hilfe. So wurde denn der saubere Vogel in Nummer Sicher gebracht.

Als der Landgraf Ludwig das hörte, erwachte sein gerechter Unwille noch mehr, den schon die Frechheit der Zigeuner erregt hatte, so nahe seinem Schlosse sich aufzuhalten. Nach strengem Rechte wurde dem Strauchdiebe der Proceß gemacht, und das Urtheil lautete: er solle gehängt werden.

Da hätte man denken sollen, die Zigeuner hätten den Weg unter die Füße genommen und sich aus dem Straube gemacht; aber erst meinten sie: das sey nur so ein Schreckenberger; denn, als der Hauptmann am Galgen hing, und die Raben kamen, ihn zu besuchen, da verbargen sie sich im dichtesten Forste und beschloffen, sich zu rächen und den Landgrafen tot zu schießen. Sie wußten nämlich recht gut, daß der Landgraf oftmals gegen Abend nach Darmstadt fuhr, und daß er dann immer in der ersten Kutsche saß und die Herren seines Gefolges in der zweiten. Nun wollten sie aufpassen und ihren höllischen Plan am nächsten Abend ausführen.

Auch in einer gelbbraunen Zigeunerhaut steckt wohl mal ein guter Mensch. Man darf halt nicht Alles über einen Leisten schlagen wollen, sonst würde man das nicht zugeben dürfen. Und doch war es so. Unter der Horde war ein junger, bildhübscher Bursche trotz seiner Hautfarbe; dem dünkte es denn doch ein Unrecht, den guten Fürsten meuchlings zu ermorden. Gott bediente sich dieser ehrlichen Seele, das Entsetzliche zu hindern, was die ruchlosen Bösewichte, die wohl nicht zum ersten Male nach einem Leben standen, sich vorgenommen hatten.

Morgens in der Frühe schon eilt der junge Zigeuner auf das Schloß und will den Land-

grafen sprechen. Das wurde ihm nun freilich nicht gleich gestattet; als es aber der Landgraf hörte ließ er ihn sogleich hereinführen.

„Herr Landgraf“, begann der junge Zigeuner, „du (sie dußen Jedermann, selbst einen Landesherren) gehst einem großen Unglück entgegen. Wenn du mir erlaubst in deinem Lande zu bleiben, um mich ehrlich zu ernähren, so kann und will ich dich vom Tode erretten, der dir heute noch unvermeidlich droht.“

Bestürzt sahen sich die dabei stehenden Hofleute an; allein der Landgraf, der die Vögel kannte, und auf die spitzbübischen Wahrsagerien dieses Gefindels nichts hielt, den hübschen Burschen aber mit Vergnügen betrachtete, sagte: „Ich weiß, daß ich, wenn es der Herr so will, heute noch sterben kann, aber nicht, weil du es sagst. Doch will ich deine Bitte, wenn sie ehrlich ist, nicht abschlagen; aber du mußt ein Christ werden, und als ein Christ leben. Laß aber deine dummen Wahrsagerien bleiben, sonst geht's quer!“ —

Der Zigeuner blickte dem Landgrafen ruhig in das Auge und sagte: „Herr Landgraf, verzichte meine Worte nicht, weil ich ein Zigeuner bin. Wahrsagen will ich dir nicht, sondern die Wahrheit sagen. Du hast gestern den Hauptmann der Horde hängen lassen. Groß Unrecht war's nicht; aber die ganze Horde, die sich in dem dichten Walde neben der Landstraße verborgen halt, hat dir den Tod geschworen. Wenn du heute Abend nach der Stadt fährst, wirst du todt geschossen, so gewiß, als ich jetzt vor dir stehe.“

Der Ernst des Zigeuners machte doch auch nun den Landgrafen betroffen. Ummöglich war's bei der Besinnung dieses Volkes nicht, daß sie's thaten.

„Wenn du die Wahrheit gesprochen hast und es sich bestätigt, daß sie mir nach dem Leben standen, so will ich dir deine Redlichkeit reichlich belohnen, doch mußt du bis morgen hier im Schlosse bleiben. Es soll dir an nichts fehlen,“ sprach der Landgraf.

Der Zigeuner wurde hierauf in ein sicheres und auch überdies wohlbewachtes Zimmer gethan, den Zeugen seiner Aussage das tiefste Stillschweigen auferlegt, und in aller Stille, ja ohne daß es sonst Jemand ahnete, die nöthigen Vorbereitungen getroffen.

Während im Schlosse Kranichstein Alles so ruhig blieb, als sey nichts Ungewöhnliches vorgefallen, ritt ein Adjutant des Landgrafen nach Darmstadt und beorderte in aller Stille eine

hinreichende Anzahl tüchtiger Soldaten, daß sie gegen Abend den Wald umstellten und, wo möglich, ohne Aufsehen, dem Ort in immer sich verengendem Kreise näher rückten, den der junge Zigeuner als den Schlupfwinkel bezeichnet hatte, wo die Meuchelmörder dem Landgrafen auflauern wollten. Zugleich begleiteten die Reiter, welche in Kranichstein lagen, in einiger Entfernung die zwei Kutschen des Landgrafen, als er Abends nach Darmstadt fuhr.

Um acht Uhr rollten die Kutschen ruhig aus dem Schlosse Kranichstein die Straße gegen Darmstadt hin; allein die erste, in welcher stets der Landgraf zu sitzen pflegte, war leer, er aber und drei tapfere Begleiter saßen, wohlbewaffnet in der zweiten.

Als die erste Kutsche an die Stelle kam, die der Zigeuner bezeichnet hatte, gab es plötzlich am Saume des Waldes ein Geräusch in den Blättern, vier Zigeuner stürzten auf den Wagen los und feuern zu gleicher Zeit ihre Gewehre ab, deren Kugeln alle durch die Wände des Wagens drangen. Gewiß, daß sie ihre Absicht erreicht hätten, wollten sie eiligst wieder in den Wald zurück, aber der Landgraf und seine Begleiter vertraten ihnen den Weg, und im tausenden Galopp sprengten die Reiter heran.

Ganz verduzt und ohne Rath standen die Mörder da und ließen sich gefangen nehmen und binden. Während man sie band, gab's einen wahren Höllenschrei im Walde. Die Soldaten erhoben ein wildes Siegesgeschrei, denn sie hatten die ganze Zigeunerhorde gefangen.

Der Landgraf war nun nicht mehr zu halten, und kaum konnten ihm seine Begleiter folgen, so eilte er tiefer in den Wald hinein.

Noch keine dreihundert Schritte war der Landgraf in den Wald hineingedrungen, da bleibt er plötzlich am Stamm einer Eiche stehen, denn zu seinen Füßen spielt ein Zigeuner-Knäblein arglos mit einem jungen Hunde. Das Kind war ganz unbekümmert um das, was um es her vorging, von dem es ja auch noch keine Vorstellung hatte. Es war ein gar schönes Kind, und als nun die Soldaten die Gefangenen herzubrachten, zeigte es sich, daß es das Kind des wildesten der Mörder war, die eben nach dem Landgrafen geschossen hatten, und dessen Mutter nicht mehr lebte.

Was that der Landgraf?

Ergriffen von den Ereignissen dieser Stunde, ergriffen von dem Gedanken an die wunderbare Rettung, die ihm durch Gottes allwaltende Barmherzigkeit zu Theil geworden, hebt der

edle Fürst das Kind an seine Arme, liebkost ihm und schwört, ihm ein Vater und Versorger zu seyn, um sich also dankbar gegen Gottes Gnade für das so wunderbar gerettete Leben zu bezeugen.

Die Mörder traf wohlverdient die ganze Schwere des Gesetzes. Sie wurden gehängt. Die Zigeunerhorde wurde über die Grenze gebracht, und ihr angekündigt, daß jeder Zigeuner, der sich auf hessischem Boden betreten ließe, ohne Weiteres gehängt werden würde; das Knäblein aber ließ der edle Landgraf väterlich erziehen, ließ es unterrichten, und als ein wackerer Mann aus ihm geworden, wurde er Förster in demselben Walde, in welchem sein Vater nach dem Leben seines hochherzigen Wohlthäters meuchlings getrachtet hatte.

Seinem Retter aber, dem jungen Zigeuner, kaufte der Landgraf in dem Städtchen Gerolshausen ein Haus und Gut. Er ließ sich da nieder, verheirathete sich, baute fleißig seinen Acker, und genoß die Achtung und Liebe seiner Mitbürger wohlverdient bis an sein Ende.

Wenn ihr, liebe Nachbarn und Freunde, aber so mit mir des Landgrafen hochherzige That bedenket, so werdet ihr auch mit mir sagen: „So war's recht! So handelt und so vergilt der echte Christ! Gott lohn's im noch in der Ewigkeit!“

Der verstoßene Sultan.

Fleischfressende Thiere finden in einem gut gespickten Wursflersladen vollauf Gelegenheit ihren Hunger und ihre Gelüste zu stillen, was den Wursflern eben keine grauen Haare machen würde, wenn sie ihre Ware gleich baar bezahlt bekämen, die ja nur zum Verspeisen bereitet wird, gleichviel, ob für menschliche oder thierische Magen. Kommt aber so ein vierfüßiger Kaufmann, der fressen will ohne zu bezahlen, dann verstehen die Wursfler keinen Spaß, wie folgendes Geschichtchen beweist, das sich einmal in Paris zugetragen hat, wo die Wursfler, oder, vornehmer gesprochen, die Charcutiers, im Lebensunterhalt eine bedeutende Rolle spielen.

Kommt eines Tags, wie lange es schon mag her seyn kann der Wirt nicht eben genau sagen, die Köchin eines Advokaten in den benachbarten Charcutiersladen, um einige Einkäufe zu machen. Dieß wäre dem Wursfler schon recht gewesen; daß aber der große Hofhund der Köchin auf dem Fuße folgte, und ringsum im fleischgespick-

ten Laden lüftern die verlockenden Bissen beschneißelte, das wollte dem guten Mann nicht recht einleuchten, und er hatte daher ein wachsammes Auge auf den geflüchtigen Sultan, dem der gespickte Geldbeutel fehlte zum Bezahlen. Während des Einkaufs der Köchin, kommen noch einige Kaufleute in den Laden, und der Sultan ersieht sich einen günstigen Augenblick zum schnellen Maufen einer großen und prächtigen Lyonerwurst. Wie der Blitz war er mit seinem Raub zum Laden hinaus, und jagte, was gisch de, was hesch de, die Lyonerwurst überwerch im Maul, seinem Stalle zu, um den Leckerbissen in ungeförter Ruhe zu verzehren. Köchin und Wursler wissen augenblicklich nichts von dem Diebstahl, und erst als die Köchin bezahlt hatte und abgezogen war, vermißt der Wursler seine Extra-Lyonerwurst. Man denke sich seinen Schrecken und seinen Zorn!

Er besann sich nicht lange, sondern zog seinen Rock an, setzte den Hut auf, ging gerades Weges zu dem Advokaten, dem Herrn des Hundes, und bat um eine Consultation wegen einer Rechtsfrage. Der Advokat fand sich gleich bereitwillig einen guten Rath zu ertheilen, und der pfiffige Wursler legte ihm die Frage zur Beantwortung vor: „Ist der Herr eines Hundes schuldig und verbunden den Schaden zu vergüten, den sein Hund könnte verübt haben, und wäre man sicher vor dem Gerichte Recht zu finden, wenn der Eigentümer des Hundes sich weigern sollte die verlangte Entschädigung zu bezahlen?“ — Der Advokat behaute sogleich des Wurslers Frage, der sich höflich bedankte und mit schelmischem Lächeln sich empfahl.

Bevor zwei Stunden verstrichen, erhielt der Advokat, von Seiten des Wurslers, eine Rechnung von sechs Franken, für die Lyonerwurst welche sein Hofhund gemaust und vielleicht auch schon rumpf und stumpf aufgefressen hatte. Nun ging ihm ein Licht auf, und er konnte sich klar des Wurslers Besuch erklären, der ihm anfänglich etwas räthselhaft war vorgekommen. Sein Sultan schien ihm jedoch wohl sechs Franken werth, und es freute ihn, daß sich das treue Thier so köstlich regalt habe. Er gab der Köchin das Geld ohne Murren, und fügte blos die Weisung hinzu, sie möge künftighin den Sultan zu Hause lassen, wenn sie in den für das treue und gute Thier so verführerischen Wurslerladen gehe. — Schmunzelnd strich der Wursler die sechs Franken für seine entschwundene Lyonerwurst ein, der es gewiß nicht geträumt hatte, daß sie ihr Grab finden würde in dem Magen eines Sul-

tans, und der ganze Handel war vorderhand gut.

Wie erstaunte aber der Charcutier, als am folgenden Tage des Advokaten Schreiber in seinen Laden kam, und ihm, von Seiten seines Herrn, eine Rechnung von dreißig Franken überreichte, was in dem theueren Paris der gewöhnliche Preis ist für eine Consultation bei den Advokaten. Der gute Wursler, der seine Sache so pfiffig glaubte gemacht zu haben, kratzte sich betroffen hinter den Ohren, und mußte, übel oder wohl, die ihm ertheilte Consultation mit dreißig Franken bezahlen. Der Advokat hatte ihm nichts an Pfiffigkeit nachgegeben, und schwerlich mehr wird der Wursler, wegen einer Lyonerwurst, bei einem Rechtsgelehrten sich Rathsholen. Der Bote steht gut dafür.

Drei Abende.

(Mit einer Abbildung.)

1615.

Einige hundert Schritte von den letzten Häusern von Versailles stand ein freundliches Landhaus, an das sich hinten ein ziemlich geräumiger Garten schloß. Frucht bäume und Gemüsebeete waren in diesem Garten zu finden, und blos in der Nähe des Hauses gewährte man einige kleine Blumenbeete, so daß es leicht zu erkennen war, der Garten sei mehr des Nutzens als der Annehmlichkeit wegen da. Die Stadt Versailles war dazumal noch kein stolzer Königssitz, sondern sah mehr einem Landstädtchen gleich, mit aller dieselben bezeichnenden Einförmigkeit.

Ein schöner Frühlingsabend lag über der stillen Natur, als zwei junge Mädchen den erwähnten Garten betreten. Die Eine trug einen jungen Lindenbaum, die Andere ein Grabscheit, und schweigend schritten sie durch die Gänge, während Thräne auf Thräne aus ihren Augen tropfte. An einem baumfreien Platze angelangt, standen sie still, und die Erste begann schweigend ein Loch zu graben, während die Zweite ebenso schweigsam und weinend ihr zusah. Ermüdet hielt jetzt die Grabende inne und sagte zärtlich: „Weine nicht, Luise, ich besuche euch bald einmal.“ — „Ach, liebe Marie,“ rief Luise, indem sie das Bäumchen fallen ließ und Marie umarmte, „wenn du erst fortziehst in das kalte, rauhe Land, viele, viele Meilen weit, dann sehe ich dich niemals wieder.“ — „Doch“, entgegnete Marie, „mein Gemahl hat mir's versprochen. Und auch du besuchst mich in Deutschland, nicht wahr, liebe Schwester?“ — „Wie hast du nur das thun

können, verwies Luise, „dich einem Manne zu verbinden, der dich aus deinem Vaterlande führt?“ — „Er ist so gut“, verteidigte sich Marie, „so sanft, und doch so männlich; ich liebe ihn, und wenn man liebt, hat man keine Gründe mehr zu seinen Entschlüssen; man thut eben Alles nur aus Liebe. Und doch, hätte ich ahnen können, wie schwer mir der Abschied wird von dem schönen Frankreich — ich hätte so leicht nicht Ja gesagt. Es schmerzt, scheiden zu müssen von den traulichen Umgebungen, in denen wir aufgewachsen sind, von dem Himmel, der auf die Tage unserer Kindheit herabgelächelt. Wenn ich fern bin, werden meine Gedanken oft hierher zurückkehren.“ Sie schwieg einen Augenblick, und fuhr dann fort: „Komm, Luise, laß uns vollenden. Diese Linde pflanze ich zu meinem Andenken. Sie sei dir ein Wahrzeichen; so lange sie grünt und gedeiht, bin ich glücklich. Wenn du sie pflegst, so pflegst du mein Glück mit ihr.“ — „Die Linde soll mein Liebling seyn!“ rief Luise, „und wenn sie nicht gedeihen sollte, an meiner Pflege hat es nicht gelegen. Und morgen, morgen schon trittst du die Reise an? O bitte deinen Gatten, daß er noch einige Wochen zugibt.“ — „Unmöglich,“ erwiederte Marie, „meinen Gatten ruft die Pflicht in sein Vaterland zurück. Schon zu lange, sagte er, hätte ihn die Liebe zu mir hier in Frankreich festgehalten, endlich sind alle Hindernisse überwunden, gestern war unsere Hochzeit, den heutigen Tag hat er mir noch gegönnt, um Abschied von euch zu nehmen, aber morgen müssen wir fort.“

Bei diesen Worten ergriff Marie das Grabsteine von Neuem. Bald war das Lindenbäumchen gesetzt. Die beiden Frauenzimmer begossen reichlich die mit frischer Erde bedeckten Wurzeln, und manche stille Thräne floß mit nieder.

Ob Thränen befruchtend wirken?

1715.

Im entlegensten Theile des Schloßgartens von Versailles stand eine dichte Laube, deren Heckenwände sich an eine hochstämmige Linde lehnten, und in deren Mitte ein runder steinerter Tisch sich befand.

An einem freundlichen Sommerabend stand auf diesem Tisch ein junger, blondgelockter Mann in zierlicher Kleidung, und schnitt einen Namenszug in die Rinde des Baumes. Das Wort Clara war unter seinem Messer hervorgegangen; er trat einen Schritt zurück, wohlgefällig seine Arbeit betrachtend, sprach mit süßem Lächeln den Namen Clara für sich aus, und schnitt dann

unter denselben die Buchstaben D. v. F. in den Baum. Während dessen sank die Sonne immer tiefer, und mitten in seiner Beschäftigung wandte der junge Mann oft lauschend seinen Kopf, als erwarte er jemanden. Möglich wurden leichte Schritte in seiner Nähe vernehmbar, er sprang von dem Tische herunter und eilte einem jungen Mädchen entgegen, das auf die Laube zukam. Sie slog in seine Arme, als sie ihn erblickte, und lieblosend führte er sie in die Laube, zu der Bank, wo sie an seiner Seite Platz nahm.

„Du kommst spät, Clara“, begann der junge Mann, „ich warte deiner schon lange.“ — „Verzeih, mein Otto“, entgegnete das Mädchen, „mich hielt der Dienst bei der Prinzessin. Wir armen Hoffräuleins sind sehr gebunden. Wurde dir die Zeit lang?“ — „Ich dachte an dich“, versicherte Otto, „und da wäre solches nicht möglich! Zudem hab' ich mir derweil eine Beschäftigung gemacht. Blick auf!“ Damit zeigte er dem Mädchen die frisch eingeschnittenen Namen, die von dem eben aufgegangenen Monde hell genug beleuchtet wurden, um erkannt zu werden. „Wie unvorsichtig!“ verwies Clara, „wenn Jemand diese Namen erblickt, wird man unserm Geheimniß auf die Spur kommen.“ — „Nicht doch“, erwiederte der junge Mann, „Clara mögen viele Damen bei Hofe heißen, und von meinem Namen hab' ich ja nur die Anfangsbuchstaben eingeschnitten. Wer denkt bei diesen Buchstaben an den blöden, deutschen Junker, Otto von Klüel, der an den französischen Hof geschickt wurde, um seine Sitten zu lernen?“ — „Und noch gar in diesen Baum“, fuhr Clara fort, „von dem man sich allerlei Dinge erzählt, an dem ein gewisser Aberglaube haftet! Wer weiß, ob das eine gute Vorbedeutung für uns hat.“ — „Ein Aberglaube? Wie so?“ forschte Otto; „bitte, liebe Clara, erzähle mir davon; ich höre gerne so etwas.“

„Als der König das Schloß baute und den Park anlegen ließ“, fing Clara zu erzählen an, „wurden die Häuser und Garten, die auf dem Plage standen, angekauft und alles ward der Erde gleich gemacht, um Raum zu gewinnen für die neuen Anlagen. Auch diese Linde stand dazumal schon hier, und sollte, gleich den übrigen Bäumen, gefällt werden. Da wandte sich eine ältliche Dame an den Garten-Baumeister Lenôtre, der die Anlagen leitete, und bat ihn, diesen Baum zu verschonen. Lenôtre schlug ihr die Bitte ab, denn, nach seinem Plane, sollte just an die Stelle, die der Baum einnahm, ein freier Platz kommen. Da wandte sich die Dame mit ihrer

Bitte an König Ludwig selbst, der sie gar freundlich anhörte. Sie soll ihm gesagt haben, eine ihr liebe und werthe Schwester habe diesen Baum gepflanzt, sie selber hab ihn gepflegt, und er sei ihr theuer geworden als Andenken an jene weit in die Ferne, nach Deutschland, gezogene Schwester, die sie niemals wieder gesehen. König Ludwig gewährte der Dame ihre Bitte; Lendöre mußte seinen Plan ändern, und so ist die Linde stehen geblieben, der einzige Baum, welcher früher gepflanzt worden als der ganze Garten. Die ältliche Dame soll immer traurig gewesen seyn, und schwarze Kleider getragen haben. Die Hofleute knüpfen daran allerlei Vermuthungen; man hat von diesem Baume sonderbare Geschichten erfunden, und die Hoffräuleins gehen Abends nicht hierher, aus Furcht vor gespenstigen Erscheinungen. Darum ist auch diese Laube ein so sicherer Ort für unsere Zusammenkünfte, denn hier werden wir nie gestört."

So erzählte Clara. Otto war nachdenklich geworden, und sagte jetzt: „Sonderbar! Meine Urgroßmutter stammte aus Frankreich, war aus Versailles gebürtig; man erzählt in unserer Familie eine Geschichte, daß sie einen Baum gepflanzt, bevor sie meinem Urgroßvater nach Deutschland folgte, und daß sie niemals Frankreich wieder gesehen, obwohl sie bis in ihr spätestes Alter eine große Liebe für ihr Vaterland bewahrte.“

„Und wie hieß sie?“ fragte Clara. „Maria,“ antwortete Otto. „Richtig,“ fiel Clara ein, „Maria soll auch die Schwester jener ältlichen Dame geheißt haben.“

1815.

Die gegen Kaiser Napoleon I verbündeten Heere waren nach der blutigen Schlacht von Waterloo (18. Juni) gegen Frankreichs offestehende Hauptstadt vorgerückt. Die Preußen hatten Paris umgangen, und kamen von Westen her, über Versailles und Issy. Am 2ten und 3ten Juli hatten sie noch ein mörderisches Nachspiel des entscheidenden Krieges zu bestehen, denn die Franzosen leisteten noch, mit hochherzigem Muth, einen letzten Widerstand, um die Hauptstadt des Landes vor der Schmach zu retten in feindliche Hände zu fallen. Diese letzten Anstrengungen und Gefechte waren ohne Nutzen, kosteten aber von beiden Seiten noch manchem braven Krieger das Leben. Am 3. Juli kam eine Uebereinkunft zu Stande, und am 7. Juli sollten die verbündeten Armeen in Paris einziehen.

Es war am 6. Juli, Nachmittags, als einige preussische Offiziere in einer abgelegenen Laube des Schloßgartens von Versailles saßen, und die Ereignisse des seinem Ende sich nahenden Krieges besprachen, auch wohl der fernem Heimath gedachten. In wohlverrichteten Flaschen stand der Schaumwein aus der Champagne vor ihnen auf dem steinernen Tische der Laube, die Gläser klangen fröhlich zusammen, und die süße Ruhe winkte den müden Kriegern, deren sie bald wieder im Vaterland sich zu erfreuen hofften.

Da trat ein Oberjäger mitten unter die lustige Gesellschaft. Sein Schritt war langsam, seine Miene ernst. Die Offiziere befragten den Oberjäger um die Ursache seiner Verstimmung, und er antwortete in feierlichem Tone: „Ich bringe eine Todesnachricht; unser Otto ist nicht mehr! Er fiel ehrenvoll im letzten Kampfe, durch den die Franzosen vergeblich Paris zu retten versuchten.“

Ein schmerzlicher Klageruf tönte durch die vorhin so fröhliche Gesellschaft, denn Otto war Allen ein treuer und lieber Kamerad gewesen. In dem Gefechte bei Versailles hatte ihn eine der letzten Kugeln getroffen, und vor zwei Stunden war er an dem Schusse gestorben.

„Wir freuten uns bereits auf die Heimkehr,“ fuhr der Oberjäger fort, „Otto hatte so schöne Pläne für die Zukunft, wenn seine Studien beendet sein würden. Wäre er bei Ligny gefallen oder bei Waterloo, in offener Feldschlacht, so könnten wir uns besser trösten; aber hier in diesen letzten unnöthigen Scharmützeln todgeschossen zu werden, das schmerzt mich tief in der Seele. Freilich, er ist der Letzte seines Geschlechts; keine Mutter, keine Schwester weint um den Gefallenen, aber er hatte Freunde, und wir empfinden seinen Verlust. Und nun soll er hier liegen, in die Grube geworfen mit Freund und Feind, ohne daß sein Grab kenntlich sey und eine Freundeshand es schmücken könne mit einfachem Kranze!“

„Nicht also,“ fuhr ein junger Offizier auf, „das soll er nicht! Freunde, Kameraden, uns Allen ist der wackere Junge lieb und werth gewesen; geben wir ihm drum ein ordentliches Grab — es ist das Letzte was wir für ihn zu thun vermögen.“ — „Aber wie, aber wo?“ fragten die Andern, „wir müssen morgen nach Paris, und wer weiß, wohin uns bald von da der Ruf des Krieges führt.“

„So muß es gleich, muß es jetzt geschehen!“ rief der Offizier. „Hier, in dieser Laube, wollen

Drei Silbende.



...freund Otto de
 ...Zieth weg
 ...eine lege
 ...Kamm; zum U
 ...in viele
 ...gehörten v
 ...den Freund.
 ...der Doria
 ...sagen in m
 ...tlichen Bede
 ...den die Difiz
 ...erente der D
 ...nd erzählt, do
 ...Freundlich f
 ...im Abend die
 ...die Erdwan ein
 ...nahmen laub,
 ...glichen des Ge
 ...schliche mor
 ...Lag verlor,
 ...die Erde gege
 ...selbst. Neman
 ...Es aber die J
 ...an vorbringen
 ...die Namen
 ...sichte man w
 ...ernehmen J
 ...des Baum
 ...Dörjör, die
 ...hat. Wer brau
 ...ist Niem
 ...an tief drei
 ...für un
 ...die Dito z
 ...die Silbende W

Der vi
 Ein Quartier
 ...ndemen D
 ...her mede
 ...rene. Der
 ...mit Gezier
 ...den Verich
 ...lung der We
 ...Föder mit d
 ...der Dame an
 ...dem folge
 ...vom Water
 ...und dachit
 ...entziffelt.
 ...pöhrlich, w
 ...Sich: tro

wir Freund Otto begraben. Wir heben den steinernen Tisch weg, und bereiten ihm unter demselben seine letzte Ruhestätte. Der Tisch sei sein Todtenmal; zum Ueberfluß schneiden wir Otto's Name in diese alte Linde, und so wird der Schloßgarten von Versailles zum Friedhof für unseren Freund.“ — „Der Einfall ist gut,“ meinte der Oberjäger, „Otto kommt dann gewissermaßen in mütterlichen Boden.“ — „In mütterlichen Boden? Wie verstehst du dieß?“ fragten die Offiziere. — „Wenn ich nicht irre,“ antwortete der Oberjäger, „so hat mir Otto einmal erzählt, daß eine Urnahe seines Hauses aus Frankreich stammte.“ —

Am Abend dieses Tages trugen einige preussische Soldaten einen einfachen Sarg nach der bekannten Laube, dem die Freunde und Waffengefährten des Gefallenen folgten. Bei düsterm Fackelscheine ward das Grab gegraben, der Sarg versenket, der steinerne Tisch wieder an seine Stelle gesetzt und ringsum die Erde wieder geebnet. Niemand konnte hier ein Grab ahnen. Als aber die Fackeln emporgehoben wurden, um demjenigen der Freunde zu leuchten, der Otto's Namen in die Linde schneiden wollte, erblickte man mit höchstem Erstaunen, in alten verwachsenen Zügen, die Buchstaben **D. v. F.**, in des Baumes Rinde. „Sonderbar,“ sagte der Oberjäger, „die Grabchrift ist älter als das Grab. Wir brauchen keine mehr zu setzen. Außer uns soll Niemand um die Sache wissen. Mögen diese drei Buchstaben bedeuten, was sie wollen; für uns, die wir eingeweiht sind, heißen sie: Otto von Flöckel.“ (Siehe die gegenüber stehende Abbildung.)

Der vierfüßige Schiedsrichter.

Ein Pariser Maler hatte das Bildniß einer vornehmen Dame gemalt, mit dessen Ähnlichkeit aber weder sie noch ihre Freunde zufrieden waren. Der Künstler jedoch behauptete fest, etwas Gediegenes geliefert zu haben, und ließ sich den Vorschlag gefallen, daß man die Entscheidung der Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit des Bildes mit dem Original dem Schooßhündchen der Dame anheimstellen wolle.

Am folgenden Morgen wurde das Portrait vom Maler in das Haus der Dame gefendet, und daselbst im großen Saale auf einem Stuhle aufgestellt. Die Versammlung der Freunde war zahlreich, und Alle harrten gespannt des Augenblicks wo das Hündchen hereingelassen wurde.

Zu Jedermanns Verwunderung, den Maler ausgenommen, sprang das Thier auf den Stuhl, geberdete sich vor Freuden wie beseffen, und fing eifrig an dem Bilde zu lecken an, gerade als ob es Hände und Gesicht seiner lieben Herrin beleckte. Nun hatte der Maler gewonnen Spiel, und seine Tadler wußten sich nicht anders zu helfen, als daß sie behaupteten, er müsse seit gestern das Portrait noch einmal übermalt haben, weil es jetzt so ähnlich sei, daß selbst ein unvernünftiges Thier es erkenne. Der Künstler wurde reichlich für seine meisterliche Arbeit bezahlt, und lachte sich im Stillen in's Fäustchen über die gelungene List. Denn, anstatt das Bild zu übermalen, hatte er es bloß mit einer fetten Speckschwarte überstrichen, deren Geruch und Geschmack dem verschlechten Hündchen zu seinen Güssen eingeleuchtet hatten. Des Thieres Nase war schärfer als die Augen der Tadler.

Von den Ostereiern.

Es ist eine uralte, noch in das erste Jahrtausend unserer Zeitrechnung zurückgehende Sitte unter den Christen, daß man zur heiligen Ostereierzeit sich gegenseitig oder doch wenigstens den Kindern, Eier schenkt. Gerne noch erinnert sich der Dote, und gewiß gar mancher Leser mit ihm, mit Wohlgefühl jener Zeiten der Kindheit, wo man im Garten, oder auf dem Wall, oder draußen auf den mit frischem Grün prangenden Matten die Nester suchen durfte, darin der Hase die schönen, bunten Eier gelegt hatte.

Welches ist die Bedeutung der Ostereier? Sie galten unsern christlichen Vorfahren als Sinnbilder der Auferstehung. Aus dem stillen reglosen Ei geht wunderbarer Weise ein lebendiger Vogel hervor; — so stieg einst Christus in verkörperter Gestalt aus dem stillen Grab in Josephs Garten; so werden einst aus unsern Gräbern geistliche Leiber auferstehen, und wie mit Vogelgeschwingen dem kommenden Herrn in der Luft entgegenschweben. Dieß ist die einfache Bedeutung der Ostereier. Die alten Christen erinnerten einander auch, indem sie die Eier sich reichten, an diese Bedeutung; sie sprachen mit freundlichen Worten von der freudenreichen Auferstehung des Heilandes und von jenem großen Tag, da die Gräber alle zerbrechen werden wie Eierschalen.

In der griechischen Kirche, zu der die Russen sich bekennen, hat sich der fromme Gebrauch bis auf unsre Zeit erhalten, daß Einer dem Andern ein Ei darbietet, ihn küßt und

grüßet mit den Worten: „Christus ist auferstanden!“ Und der Gegengruß lautet: „Er ist wahrhaftig auferstanden!“

Wir sollten nun, geneigter Leser, unsern lieben Kindern bei der Gabe der Pfiereier zugleich den schönen Sinn derselben erklären und mit freundlichem Wort ans kindliche Herz legen, das so empfänglich ist für die heilsamen Eindrücke, die oft noch gute Früchte tragen in späteren Jahren.

Der Postknecht.

Was wäre dir lieber, ein freundlicher Gottesblick oder zehn Groschen? Der geneigte Leser denkt gewiß: Wie mag der Bote nur so etwas fragen; es versteht sich ja ganz von selbst, was ich vorziehen würde! — Will's gerne glauben, antwortet der Bote, doch sei nicht ungehalten ob der Frage, sondern lese aufmerksam weiter, und du wirst merken daß dieselbe nicht bei Allen als überflüssig erscheint.

Der Postknecht Nikolaus war einmal da, wo er selten zu sein pflegte, in der Kirche. Der Pfarrer hielt eben Kinderlehre über das Gebot Gottes: Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht mißbrauchen; denn der Herr wird den nicht ungestrast lassen, der seinen Namen mißbraucht. (2 Mose 20, 7). Nikolaus wurde aufmerksam, denn der Pfarrer redete mit Kraft und Eifer vom Artikel des Fluchens, in welchem der Postknecht kein Anfänger oder Lehrling war, was noch, leider, viele Menschen mit ihm gemein haben. Der wackere Pfarrherr legte die Häßlichkeit und die unseligen Folgen dieses Lasters nach besten Kräften dar, und schloß mit einer herzlichen, dringlichen Ermahnung an die anwesenden Flucher und Schwörer, sie möchten doch in sich gehen und dieses schändliche und verderbliche Laster ablegen, dann würde der liebe Gott freundlich auf sie niederblicken, und sie mit Segen und Frieden erfreuen.

Während der Pfarrer also sprach, trat die Sonne hinter einem dunkeln Gewölke hervor, und warf einen milden, hellen Strahl durch das Kirchenfenster auf Nikolaus Angesicht, der von der Ermahnung des Geistlichen so sehr ergriffen und gerührt worden, daß er sich solch eines Gefühles seit langen Jahren nicht erinnern konnte, und er sprach in seinem Herzen: „Der liebe Sonnenschein thut mir ganz wohl; wie viel wohlthuernder noch wäre daher ein freundlicher Gottesblick!“ — Im friedlichen Gotteshaufe faßte Nikolaus den Vorsatz, wenigstens die Probe

zu machen, und heute keinen Fluch mehr über seine Zunge zu lassen.

Leider aber fiel die Probe sehr schlecht aus. Bereits nach Verlauf weniger Stunden, als ihm beim Tränken ein Pferd ausriß, stieß Nikolaus wieder gräßliche Flüche aus, verwünschte nach einander das Pferd und alle Pferde im Stall, sich selber obendrein und die ganze Welt. Darüber empfand er auch weiter keine Gewissensbisse, denn solches hatte er schon viel hundertmal gethan, und längst war die Kirche, und das was er darinnen gehört und empfunden, schmählich vergessen.

Einige Tage darauf hatte der Postillon einen ernstern Mann zu fahren, welcher unter vielen anderen Tugenden auch die besaß, daß er keinen Fluch sprechen und keinen hören konnte. Dieser fromme Reisende sagte beim Einsteigen: „Schwager, Ihr fahrt mich heute nach der nächsten Stadt und wieder heim; dafür bekommt Ihr einen Bierziger Trinkgeld. Wenn Ihr aber weder auf der Hin- noch Herreise flucht, so erhaltet Ihr einen Zwanziger obendrein!“

Der Postillon schrieb sich dieses Versprechen hinter's Ohr, und brumpte lachend in den Bart: „Hoho, um einen Zwanziger kann ich das Fluchen ja wohl bleiben lassen!“ Und siehe da, er bestand die Probe meisterlich; den ganzen Tag lang ging nicht der leichteste Fluch aus seinem Munde.

Nun, geneigter Leser, was war dem Postknecht lieber? Ein freundlicher Gottesblick oder zehn Groschen? Schau einmal nach, ob's nicht viel tausend solcher Postknechte in der Christenheit gibt. Wenn man die Sache recht bedenkt, und, gewiß, sie ist auch recht bedenklich, so wird einem dieses Geschichten mehr zur Wehmuth als zum Lachen stimmen.

Wie ein Knabe von der Diebslust kurirt wird.

Ein Knabe von fünfzehn Jahren, der auch von der Freiheit gehört hatte, wurde von seinem Vater streng gehalten; das gefiel ihm nicht. Der Vater starb noch in selbigem Jahre, und der Mutter Regiment war auch nicht gelinder; das gefiel ihm noch weniger. Da setzte er seine Kappe auf die Seite, ging zum Thore hinaus und machte sich auf den Weg zu seinem Herrn Better. Die Brust schwoh ihm auf vor Freude, wenn er sich vorstellte was dort für ein Freiheitsleben seiner warte. Er hatte aber dreißig Meilen zu machen bis zum Better, und nur ein kleines Reisegeld in der Tasche. Am dritten Abende

seiner Wanderung trat Hubert mit hungrigem Magen und leerem Beutel in ein Dorf hinein, drinnen ein stattliches Wirthshaus stand mit verlockendem Schilde: ein schwarzer Bär hielt mit seinen Tazen einen goldenen Becher ans Maul, gleich als ob er daraus tränke. Zu diesem schaute der schmachtende Junge auf und ward ganz zornig, also daß, wenn er gekonnt, er ihn heruntergerissen hätte, denn er meinte gerade, der Bär wolle ihn zum Festen haben. Einige Häuser weiter stand eine Mühle, und unter der Thüre der Müller, von dem Hubert auf seinen „guten Abend“, einen recht freundlichen „Schönen Dank“ erhielt. Darüber faßte er ein Herz zu dem Mann, trat zu ihm hin, klagte ihm seine trübseligen Umstände und bat um ein Nachtquartier. Der leutselige Müller führte ihn unter sein Dach, lud ihn zum Nachtessen, und die Müllerin machte ihm auf der Ofenbank ein Lager von Federbetten zurecht.

Das Klappern der Mühle war für den jungen Gast etwas ungewöhnliches, und hinderte ihn am Schlaf. Da überließ er sich denn allerlei Betrachtungen, und unter die lieblichen Bilder vom Betterhaus mischte sich bange Sorge wegen seiner Weiterreise. Er war ganz allein in der Wohnstube, die ihm also der gastfreundliche Müller so zu sagen anvertraut hatte. Außer dem lauten Mühlengeklapper, hörte Hubert auch das Picken einer Taschenuhr, und neugierig zu wissen welche Zeit es sei, stand er auf beim hellen Mondschein und suchte nach der Uhr, die an einem Schränkchen hing. Beim Anblick derselben durchfuhr ihn plötzlich der Gedanke, daß er sich da leicht aus aller Noth helfen könnte, wenn er das silberne Ding ganz leise herunterhäßelte und ganz sachte und unbeschrieben sich damit aus dem Staube machte. Unterwegs könnte er die Uhr dann verkaufen und noch gar zum Better fahren, falls er keine Lust mehr hätte zum Laufen. Dem leichtsinnigen Knaben schien's eine Kleinigkeit, diesen nützlichen Gedanken auszuführen, denn das Stubenfenster ging in den Garten, und der Garten war nur mit einer niedrigen Mauer umgeben, über die ein Kind springen konnte.

In Hubert's Seele erwachte nun aber auch eine bessere Stimme: „Also willst du ein Dieb werden? Das wäre schlecht und elend! Und wen willst du bestehlen? Die wackern, guten Müllersleute, die dich wildfremden Menschen wie ein Kind aufgenommen, an ihrem eigenen Tische gespeist, in ein weiches Federbett gelegt und dir die ganze Stube, mit allem was darinnen ist, anvertraut haben? Das wär' abscheulich!“ Dann

dachte er freilich wieder an die dreißig Stunden Wegs die er noch habe bis zu seinem Better, und daß er bis auf den letzten Heller ausgebeutelt sei, und daß die Noth kenne kein Gebot, und daß die Müller gewöhnlich sehr reiche Leute seien, und was dergleichen Satansgedanken noch mehr waren.

Nun entstand ein gewaltiger Kampf und Streit in des Knaben Herzen. Bald siegte die böse, bald die gute Stimme. Zwanzigmal streckte er die Hand aus nach der Uhr, und zwanzigmal zog er sie wieder zurück. Endlich brachte er glücklich die sündliche Begierde zum Schweigen; er nahm sich fest vor, die Uhr hängen zu lassen. Indessen hatte er, trotz seiner Jugend, doch schon genug Kenntniß des menschlichen Herzens, um dem Landfrieden nicht recht zu trauen. Er fürchtete ein neues Erwachen der Diebslust, wenn er noch länger mit der verführerischen Uhr in einem Raume zusammen wäre, und hielt's darum für's Beste, geschwind seine Kleider anzuziehen, zum Fenster hinaus in den Garten und über die Mauer in's Freie zu springen. Dieß geschah, und er eilte die Straße dahin, als ob er wirklich gestohlen hätte.

Raum aber war der arme Hubert einige hundert Schritte gelaufen, so stand er still, trocknete sich den Schweiß ab, schlug an die Stirne und sprach: „D wenn ich Schöps nur die Uhr mitgenommen hätte!“ Er kehrte die sehnfüchtigen Blicke zurück nach der Mühle, und war schon daran, wieder umzukehren und über die Mauer in den Garten und durch das Fenster in die Stube zu steigen und einen kühnen Griff zu wagen. Doch da sungen plötzlich im Dorfe die Hunde zu bellen an, und da schien's ihm nicht mehr geheuer, sondern er machte vorwärts und rannte etliche Stunden gerade auf der Straße fort.

Nun ging der Mond hinunter, der Himmel bedeckte sich mit Wolken, es wurde rabenschwarze Nacht, und Hubert verlor die Straße. So irrte er denn ohne Weg und Steg in der graufigen Finsterniß herum, bis er endlich einen Hügel hinaufkam, über Steine stolperte und ermattet und erschöpft niedersank. Noch einmal rief er: „D wenn ich doch die Uhr mitgenommen hätte!“ streckte sich dann und schlief ein. So lag er ungefähr drei Stunden. Es träumte ihm daß er wirklich die Müllersuhr weggemaust habe, und hörte mit Vergnügen ihren richtigen Gang an seinem Ohre, und ließ die dicke silberne Kette mit Wohlbehagen durch die Finger laufen.

Mittlerweile war der Morgen herangebrochen; die liebe Sonne ging auf in Glanz und Herrs-

lichkeit und warf ihre goldenen Frühstrahlen auf des Schläfers Antlitz. Hubert erwachte, besann sich ein wenig, und blickte dann rings umher. Aber, o Schrecken und Grauen! wo befand sich der gute Junge? Es war nicht mehr und nicht weniger als der helle lichte Galgen, unter dem er dalag. Die Steine, worüber er in der Nacht zu stolpern vermeinte, waren Menschenknochen, und über ihm, in freier Luft, schwebte ein erst vor kurzem Gehentker. Voll Furcht und Entsetzen sprang Hubert auf. Der Gehentke war schwarz im Gesicht, und seine Zunge hing weit heraus. Wohl hing diese Zunge des armen Sünders ganz still und unbeweglich, aber unserm Knaben kam's vor, als ob sie sich wie ein Glockenschwengel hin und her bewegte und die Worte dröhnte: „Des Müllers Uhr hab' ich gestohlen, drum bin ich gehent worden!“

Zitternd und bebend an allen Gliedern stand Hubert einige Minuten da, dann stürzte er plötzlich auf seine Kniee nieder und sprach aus heißen Herzen ein Dankgebet, daß der liebe Gott ihn behütet habe vor des Müllers Uhr, und brachte ihm zugleich ein heiliges Gelübde dar unter einem Strom von Thränen. Drauf lief er fort, aber nicht zum Better, sondern heim zur lieben Mutter. Er wurde ein braver Mann, und hat all seiner Lebtag nicht mehr an's Stehlen gedacht.

Das Knäblein unter den jungen Wölfen

Eine polnische Bäuerin ging einst mit ihrem Knäblein auf's Feld zur Arbeit. Um desto ruhiger ihrer Beschäftigung obliegen zu können, stellte sie dem Kleinen einen Topf mit Drei hin, den er mit einem Kochlöffel ganz behaglich ausschöpfte und verzehrte. Pflöglich sprengte die in der Nähe weidende Heerde Schafe voll Schrecken auseinander beim Herannahen eines Wolfs, der grimmig auf das Knäblein am Breitopf losstürzte und es ergriff. Dieser Anblick erfüllte die Mutter mit Entsetzen! Zitternd und bebend sah sie ihr Kind in dem Rachen des Unthiers, fühlte aber zugleich auch den Muth in sich, den die Mutterliebe ertheilt und der keine Gefahr scheut, wenn's um das Leben des Kindes sich handelt. Mit lautem Geschrei lief die Bäuerin dem Wolfe nach, um seinen Raub ihm abzujagen, leider aber konnte sie ihn nicht erreichen, und zuletzt verschwand er in dem Walde.

Jetzt lief die arme Frau in's Dorf zurück und rief um Hilfe. Jung und Alt machte sich auf; der Wald wurde durchstreift, aber von dem ge-

raubten Kinde konnte man leider keine Spur finden.

Eben an diesem Jammertage wanderte ein Handwerksbursche durch denselben Wald, und kam vom rechten Weg ab. Lange Zeit irrte er herum, ohne einen Ausgung finden zu können; gegen Abend jedoch hörte er eine Menschenstimme in seiner Nähe, und ging ganz erfreut und hoffnungsvoll darauf zu. Deutlich vernahm er jetzt die Worte: „Gehst weg, oder ich schlag' dir ein's auf's Maul!“ Zu seinem größten Erstaunen wurde der Handwerksbursche nun gewahr, daß es ein Knäblein gewesen, das also mit dem Maulschlagen drohere, und ganz furchtlos mitten unter kleinen Wölfen saß, die mit ihm spielten, und die es mit seinem Kochlöffel im Respekt erhielt, wenn sie nach ihm schnappen wollten. Das arme Kind! Es hatte keine Ahnung von dem schrecklichen Tode, der ihm bei der Rückkehr der alten, bösen Wolfsmutter bevorstand.

Voll Erbarmen nahm der Wanderer das Knäblein hastig aus der unheimlichen Mitte seiner sonderbaren Gespielen weg und eilte mit ihm davon, hatte auch das Glück, bald darauf den Leuten des Dorfes zu begegnen, welche zum Suchen des geraubten Kindes ausgezogen waren. Er konnte nun den Jammer der trostlosen Mutter endigen, indem er ihr das ganz unversehrte, lächelnde Knäblein in die Arme legte.

Zum zweiten Male konnte die neubelebte, dankbare Mutter tief aus Verzensgrund mit dem Psalmdichter sprechen: Siehe, Kinder sind eine Gabe des Herrn, und Lei bes Frucht ist ein Geschenk! (Psaln 127, 3.)

Die Bettlerin.

Reicht, Herr, um Gott! mir einen Bissen Brod
In meiner Noth,
Und gönnet mir zum Ruh'n irgendwo
Ein Bündlein Stroh!
Guch wird dafür des Himmels reichster Lohn,
Und morgen zieh' ich fort mit meinem Sohn!
„Hinaus mit dir, du feile Dime du!
Laß mich in Ruh!
Ich heße sonst mit Hunden dich hinaus
Aus meinem Haus.
Für solch Gefindel gibst's kein Weilen hier,
Such' dir im weiten Feld das Nachquartier.“
Das Knäblein lacht ihn freundlich bittend an
Den harten Mann,
Und streckt die kleinen Armelein nach ihm aus. —
„Schnell fort! hinaus!
Hinaus mit dir und deiner Sündenbrut,
Ich lasse sonst dich peitschen bis auf's Blut!“

Der höchste Richter.

Mehrere Bürger von Straßburg waren einmal zu einer großen und lustigen Bauernhochzeit eingeladen worden, und hatten mit Freuden der freundlichen Einladung Folge geleistet. Es war noch in den guten, alten Zeiten, und einige fruchtbare und ergiebige Jahre hatten Wohlstand auf dem Lande verbreitet. Beim Hochzeitschmaus ging's hoch her, und der Wein, in alterthümlichen zinnernen Kannen aufgetragen, versetzte die zahlreichen Gäste in gar heitere Stimmung. Unter den Straßburgern war ein Spaßvogel, der oftmals durch seine witzigen Einfälle und Scherzreden die ganze Tischgesellschaft zu lautem Lachen brachte. Ein Verwandter der Braut, der in einem andern Dorfe wohnte, sah diesen lustigen Straßburger zum ersten Mal, und es verlangte ihn dessen Bekanntschaft zu machen. Er ließ sich in's Gespräch mit ihm ein, fragte nach seiner Familie in Straßburg, und erfuhr von ihm unter anderm, daß er einen Bruder habe, welcher der höchste Richter in der Stadt sei, was ihm gewaltigen Respekt einflößte. Bevor die Hochzeitgäste von einander Abschied nahmen, bat der Bauersmann diesen Bruder des höchsten Richters um die Erlaubniß ihn einmal besuchen zu dürfen, was bereits an einem der nächsten Tage geschah.

Der Bauer kam jedoch nicht mit leeren Händen, sondern brachte allerlei Geschenke mit, die er seinem neuen Bekannten mit aller Gewalt aufdrang, er mochte wollen oder nicht. Der Straßburger verwunderte sich höchlichst über diese Freigebigkeit, und bedauerte, daß es ihm schwer fallen werde solch reiche Gaben wieder wett zu machen.

„Nicht-so schwer als Ihr vielleicht meint,“ sagte der Bauersmann, „denn ich gesteh's Euch offenherzig, lieber Herr, daß ich Euch die Geschenke nur darum gebracht habe, weil ich Eueren Fürspruch verlangen möchte.“

„Meinen Fürspruch?“ verwunderte sich der Bürger, „weßwegen? bei wem?“

„Se nu, ich will's mit kurzen Worten sagen, was ich auf dem Herzen habe,“ antwortete der Bauer. „Mein Nachbar, ein arger Prozeßkrämer, hat mich, wegen einiger Gerechtfame die er meinem Hof abdisputiren möchte, in einen leidigen Handel verwickelt, der nächstens vor Gericht entschieden werden soll. Da wollte ich Euch denn bitten, lieber Herr, für mich ein gutes Wort einzulegen bei Euerem Bruder, dem höchsten Richter, damit der Prozeß zu meinen Gunsten ausgehe. So, jetzt wäre der Stein vom Herzen!“

„Drückt nun aber leider das meinige zusammen!“ klagte der Spaßvogel, und fragte sich

O edler Herr, die Nacht ist rauh und kalt!

Kein Auenthalt

Für dieses zarte Kind! Erbarmt euch mein! —

„Wozu das Schreien?“

Es wehen draußen Vöden, Flaumen gleich,
Dort bette dich im Kühlen, warm und weich!...“

Er stieß hinaus sie in die Winternacht,
Und höhnt' und lacht:

Sie aber blickte weinend himmelauf,
Und rafft sich auf.

„So habe du Erbarmen, gnäd'ger Gott,
Und seh mir bei in meiner großen Noth!“

Und weit und breit nichts als ein Schneegeld,
Des Todes Bild;

Von jedem Weg verweht die kleinste Spur;

In Lumpen nur

Gehüllt die Glieder bei dem harten Frost;
Und keine Nahrung, nirgends Hülf' und Trost!

„Du, der Du selbst der Raben Schreien hörst,
Und gern willfährst,

Gast, Gott, Du keine Rettung mehr für mich?
Ich rufe Dich!

Ich rufe Dich in meiner höchsten Noth!

Herr, wie Du willst, gib Leben oder Tod!“

Die Bettlerin schleipt fort sich manche Stund;
Die Füße wund,

Und drückt das Knäblein fest in ihren Arm,
An Hüfte arm.

Es schrie das Kind vor Frost und Hunger hell;
Ihm war versetzt sein süßer Lebensquell.

Geschwunden war der Mutter letzte Kraft,
Und sieberhaft

Sank hin sie auf das Schneebett kalt und hart,
Von Frost erstarrt.

Sie wollte gönnen nur sich kurze Ruh;
Und deckt das Kind mit ihren Lumpen zu.

Das arme Kindlein ihr im Arme schlief

So süß und tief,

Und sog im Schlaf an ihrer trocknen Brust
Geträumte Lust.

Da nahm auch sie der Schlummer in den Arm,
Und stillte bald der armen Mutter Harm.

Ein Engel Gottes trat zu ihr im Traum;

Den Sternentraum

Erfüllten leise Himmelsharmonie'n;

„Komm, laß uns zieh'n

Dahin wo dich kein Erden Schmerz erreicht,
Wo jede Sorge, jeder Kummer weicht!“ —

Und sie zog ein zur ew'gen Seligkeit,
Ihr Kind zur Seit'.

Laut jauchzten alle Himmel fern und nah:
Halleluja!...

Am Morgen drauf fand man sie regungslos,
Das todt' Knäblein lächelnd ihr im Schoos.

verlegen hinter den Ohren; „Ihr hättet meine, am Hochzeitstische gesprochenen Worte, nicht so buchstäblich nehmen sollen, lieber Freund, denn mein Bruder ist nur darum der höchste Richter in Straßburg, weil er, als geschickter Weizenmacher, tagtäglich auf's Münster hinauf geht, um die Münsteruhr zu richten!“

Die Strafe der Unmäßigkeit.

Aus Liebhaberei sollte sich kein Armer einen Hund halten. Ein Hund frisst so viel, auch wohl mehr noch, als zwei Hühner, und legt dennoch keine Eier. Sagt aber Jemand: „Ich muß doch auch eine Freude haben“, so antwortet der Bote: „Schlimm genug, wenn du mit deiner Freude schon auf dem Hund bist! Oder, wenn du lieber die Steuer für den überflüssigen Hund zahlst, statt deinem Kinde das nöthige Schulbüchlein zu kaufen, so trifft dich scharf das Wort unseres Heilandes: Es ist nicht fein, daß man den Kindern das Brod nehme und werfe es vor die Hunde. — Willst du aber von dem Hund etwas lernen, so habe ich nichts dagegen, und will dir da ein belehrendes Stücklein erzählen:“

Am Katharinentag ging's hoch und fett her im Wirthshaus zur Sonne in einem bayerischen Landstädtchen gelegen. Der Wirth hatte zwei fette Schweine geschlachtet, und gab nun die Metzelsuppe zum Besten. Die Blutwürste schwammen im dampfenden Kessel und bläheten sich gewaltig auf; die Leberwürste sangen ihr Schwannlied in der Bratpfanne; die Bratwürste krümmten sich wie glatte Hale auf dem Rost, und aus dem weißen Kohl im Kunsthasen guckten große Fleischstücke gar appetitlich heraus. So sah's in der Küche aus. Drinnen in der Wirthsstube ging's auch kunstgerecht zu, und Fressen und Saufen war Trumpf! Die zahlreichen Gäste theilten die Blutwürste der Länge nach; die Leberwürste wurden in Scheiben geschnitten, und die schlanken Bratwürste zwischen zwei Fingern genommen und zum Munde geführt wie Cigarren.

Und was auf den Tellern liegen und in den Bierkrügen und Gläsern stehen blieb, alles durcheinander, Brodrinden und Speckbrocken, Essiggurken und Bier, Schwarten und Därme, Majoran-Stengel und abgebrochene Zahnstöcher, verschlang ein bettelnder Landstreicher, der sich hier recht gütlich thun wollte, und mit einem Katzenbuckel um die Tische herumstrich wie eine lebendige Randzeichnung zu dem siebenunddrei-

ßigsten Kapitel im Buche Jesus Sirach, wo geschrieben steht: „Friß nicht zu gierig, denn viel Fressen macht krank, und ein unsättiger Fraß kriegt das Grimmen. Viele haben sich zu Tode gefressen; wer aber mäßig isst, der lebet desto länger.“ —

Zwei einzige Gäste ließen ihre Warte ungesalbt. Der eine lag unter dem Tisch, mit der Schnauze auf dem Fußtritt, und des Hundes Herr, der junge Forstgehülfe mit den schwarzen Augen, saß einen Schritt davon auf der Bank. Zu dem trat das Wirthstöchterlein und fragte: „Was schaffst du der Herr?“ Und wäre die Antwort darauf an des Jünglings Magen gewesen, so hätte es geheißen: „So viel auf einen Keller geht, und wäre er so groß wie der Vollmond!“ Allein die Antwort war aus seinem Herzen, das für eine arme, alte Mutter zu sorgen hatte, und das sagte ganz deutlich und hörbar: „Bestelle nichts von all den guten Sachen, die viel Geld kosten für nichts und wieder nichts; ein Glas dünnes Bier löscht auch den Durst, und ein Stück Schwarzbrot stillt vorläufig den Hunger.“ Und dabei blieb's!

Ein anderer Hund, als des Forstgehülfs Feldmann, hätte es dem gefrässigen Bettler nachgemacht, und aufgeschnappt was von den Tischen fiel. Der kluge Feldmann aber war so trefflich erzogen, daß er aus keiner andern Hand als derjenigen seines jungen Herrn fraß; daher ließ er auch den fetten Knochen liegen, den ihm ein weichherziges Stadtfräulein, mit einem Seitenblick auf seinen Herrn, zuwarf. Dafür zog der Forstgehülfe auf dem Heimweg ein großes Stück Brod aus der Jagdtasche, und theilte es brockenweise mit dem treuen Gefährten.

Früh des andern Tags fuhr ein Mistwagen mit einem Leichnam in Lumpen gehüllt langsam dem Städtchen zu; es war der des bettelnden Vielfraßes, den man draußen an der Landstraße todt gefunden hatte, in Folge des unmenstlichen Fressens und Saufens im Wirthshaus zur Sonne, drinnen der Feldmann, der kluge Hund, sich nicht hatte verlocken lassen durch die fetten Wiffen.

Das Gamslein.

(Mit einer Abbildung.)

In der sogenannten Raufflüh, einer Gegend im Kanton Graubünden, in der Schweiz, hat sich im Jahre 1731 folgende merkwürdige Begebenheit zugetragen:

Eine große Schneelawine rollte nächstlich

hoch vom Berge hernieder, und überschüttete ein am Fuße gelegenes, an der Felsenwand erbautes einsames Haus, drin ein Holzhauer nebst seiner Frau und vier Kindern wohnten. Als die armen Bewohner am Wintermorgen erwachten, gewahrten sie mit Schrecken das über sie gekommene Unglück. Sie konnten, selbst mit vereinten Kräften, die nach außen sich öffnende Thüre nicht aufstoßen, auch sonst keinen Ausweg aus ihrem Schneegrabe sich bahnen. Dichte Finsterniß herrschte im ganzen Hause, die sie nur durch ein Dellämpchen zu erhellen vermochten. Man kann sich die große Noth der armen Leute vorstellen. Ihr ganzer Vorrath bestand in etwas Käse, Brod und Rüben, da ihre meisten, für den Winter gesammelten Nahrungsmittel, in dem von der Wohnung getrennten Felskeller lagen. In dreien Tagen war der ganze Vorrath rein aufgezehrt, und doch noch keine Rettung, keine Hilfe vorhanden; denn der Vater hatte vergeblich mit einer Stange sich durch den Schornstein eine Oeffnung zu machen gesucht, und die Leute im nächsten Dorfe hatten sich auch nicht nach ihnen umsehn können, da sie selber ganz eingeschneit waren. Da weinten und klagten die Kinder, als nun der Hunger sich einstellte; doch die Eltern suchten sie zu trösten und ermunterten sie zum Gebet, daß der liebe Vater im Himmel sie erretten möge.

Aber der Herr that, als hörte er nicht, so sehr auch Alle weineten und fleheten. Es verging der vierte, der fünfte und der sechste Tag ihrer Gefangenschaft, wie ihnen die hölzerne Uhr an der Wand wies, ohne daß die Erlösung sich zeigen wollte. Der Hunger wüthete gewaltig; schon seit drei Tagen hatten die Armen nichts als Schneewasser genossen, die Kinder fingen an aufzuschwellen, und die Eltern waren todesmatt. Da sie nun enge beisammen saßen und schluchzten und doch immer noch beteten zu dem barmherzigen Gott und Heiland und ein Fünklein von Hoffnung nicht verlöschen wollte, sprach plötzlich das älteste der Kinder, ein Knabe von 13 Jahren: „Liebe Eltern, ich habe einen Gedanken von Gott! Ihr sollt mich schlachten und von meinem Fleische leben, bis Hilfe kommt; denn es ist ja besser, daß ich allein sterbe, als daß wir alle zusammen verhungern müssen!“

Der Knabe sprach diese Worte mit großer Freudigkeit. Die Eltern aber befahl ein Schauer, und lange herrschte die tiefste Stille im unglücklichen Kreise. Die Mutter drückte den Knaben in ihre Arme und ließ heiße Thränen über sein

Angesicht fallen; da sie aber wieder zur Rede kommen konnte, wollte sie durchaus nicht einwilligen in dieses schreckliche Hilfsmittel. Der Vater aber seufzte und sprach endlich: „Ich glaube schier, daß der Jakobli nicht von ihm selber also redet. Lasset uns unsern Gott im Himmel nochmals anrufen, und dann schlafen gehen. Bis wir aufstehen, mag ja Hilfe kommen; geschieht das aber nicht, so weiß ich selber keinen bessern Rath, als daß eines für die andern sterbe.“

Die Mutter verhüllte ihr Angesicht und stürzte nieder auf die Knie, um zu beten, daß dieser Kelch vorübergehen möge durch die Hand des Herrn. Vater und Kinder folgten ihr, und es ging das Gebet aus der Tiefe des geängsteten und zerschlagenen Herzens. Hierauf legten sich alle zur Ruhe aufs Lager, konnten aber, besonders die Eltern, wenig schlafen.

Als der Vater gegen den Morgen des siebenten Tages wieder aufgestanden war, bot er noch alle seine Kräfte auf, um ins Freie zu gelangen. Er stieg abermals in den Schornstein und arbeitete den Schnee herunter, so weit er nur reichen konnte; aber keine Oeffnung wollte sich zeigen, alles war umsonst! Da kehrte er mit düsterm Herzen in die Stube zurück, und nahm das Holzbeil in die Hand, konnte es jedoch kaum halten vor Zittern und Beben. Allein der Knabe sprach: „Seyd getrost, liebe Eltern! Heute dünkt es mich noch leichter zu sterben als gestern, und ihr dürft versichert seyn, daß ihr keine Sünde thut, sondern Gottes Willen erfüllet!“ Und der fromme Jakobli reichte ihnen die Hand zum Abschied, zog sein Wamslein aus, damit es nicht vom Beil oder vom Blut verdorben würde, und legte seinen Kopf auf den Block. Der Vater seufzte tief auf und hob langsam das Beil in die Höhe, — die Mutter rang die Hände und schrie laut mit den jüngern Kindern — in diesem Augenblick hörte man in der Küche einen Fall, als ob der ganze Rauchfang herabstürzte (siehe die Abbildung).

Die Eltern eilten zitternd hinaus in die Küche, und neugierig folgten die drei jüngsten Kinder, während Jakobli ruhig den Todesstreich erwartete. Beim Eintreten begrüßte sie gleich das holde Licht des Tages wieder, das durch den offenen Schornstein herabblitzte. Auf dem Heerd aber winselte ein Gemäselein, das die beiden Hinterfüße gebrochen hatte. Es war — wer hatte es doch den Weg geführt? — es war über den Schneeberg hingelaufen und gerade über den Schornstein gekommen, woselbst die Schnee-

Das Gemälde.



... durch die
 Enge, Nimm
 hergebrochen
 in Heye un
 Da war
 wagen, aber
 heimlich f
 wags (Gott
 Dahn, Prei
 er frent ihr
 Hellen mu
 Eilig des W
 er Schmerze
 tates, indem
 har unbren
 den Wegang
 eine Laga
 Broder des
 er nach den
 der Craft be
 Eine aber
 fischen Eit
 geiffelten
 nigher Kn
 wizen Bied
 man im
 wähes fry,
 Herr des Ge
 um dier Dy
 den fichen Jf
 nicht so frem
 zu Abraham

Thue das
 Gantz be

Wie die
 Eoch Wat
 den auch am
 fimen pleg
 ang, Bied
 Kirche, und
 zellen: „
 den heiligst
 tag zu, un
 lich auf sei
 Tages Lager
 witen, in
 fien Wäch
 gen mit de
 Kanden ni
 Heil feiner

decke, durch des Vaters Bemühungen mit der Stange, dünne geworden und mit dem Thiere durchgebrochen war. Wie wunderbar sind Gottes Wege und Führungen!

Da war nun die Hilfe; der Herr hatte wohl verzogen, aber nicht vergessen! Mit dem lieben Himmelslicht schaute zugleich ein mildes, barmherziges Gottesauge herab in die Küche. Das Danken, Preisen, Freudeweinen der Verschlühten könnt ihr euch denken, liebe Leser! Das Gemselein wurde sogleich durch einen gewandten Schlag des Vaters mit dem Beile von all' seinen Schmerzen befreit, geschlachtet und zugerichtet, indem die Mutter nun auch wieder Feuer anbrennen konnte, da der Rauch seinen alten Ausgang hatte. Das Gemsefleisch reichte einige Tage aus, und just so lange, bis die Bewohner des nahen Dorfes sich umsehen konnten nach den Holzhauerleuten und sie aus ihrer Gruft hervorziehen.

Eines aber muß ich noch berichten. Als die fröhlichen Eltern aus der Küche in die Stube zurückkehrten, in welcher ihr frommer, heldenmüthiger Knabe zurückgeblieben, da war er auf seinem Blocke friedlich eingeschlafen, und als man ihn erweckte und ihm erzählte was geschehen sey, da sprach er: „Ei, wie hat doch Gott das Gemselein geschickt, mich zu erlösen von dieser Versperung, und Gleiches gethan, wie dem lieben Isaak mit dem Widder, obschon ich nicht so fromm bin vor Ihm und angenehm, wie Abrahams Sohn!“

Thue das Deine, Gott thut das Seine.

Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest.
(2 Mose 20, 8.)

Als Wilhelm Ried, der in der englischen Stadt Bath lebte, und seine zahlreichen Kunden auch am Tage des Herrn zu rasiren und zu frisiren pflegte, einst dieser Sonntagsarbeit nachging, blickte er, wie von ungefähr, in eine offene Kirche, und hörte soeben den Prediger den Text verlesen: „Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest.“ Er hörte nun eine Weile der Predigt zu, und überzeugte sich, daß Gott unmöglich auf seine Sonntagsarbeit den Segen des Tages legen könne. Unruhig ging er weg; nach vielen, in Gebet und Thränen verlebten, schlaflosen Nächten, entschloß er sich, alle seine Sorgen auf den Herrn zu werfen, Sonntags seine Kunden nicht mehr zu bedienen, sondern das Heil seiner Seele zu suchen. Seine vornehmen

Kunden dankten ihn aber bald ab, man belegte ihn mit Spottnamen, er kam so zurück, daß er bald seinen ansehnlichen Laden schließte, zulezt einen Keller miethete, und Männer aus der untersten Volksklasse barbieren mußte.

Eines Samstags, in der Abenddämmerung, fragte ein Fremder, der mit der Post ankam, nach einem Barbier, und der Schirmmeister wies ihn eilig nach dem gegenüberliegenden Keller. Der Fremde tritt hinein, und verlangt recht schnell, während des Wechsels der Pferde, barbirt zu werden, weil er es nicht liebe, dergleichen am Sonntag vorzunehmen. Dieß bewegt das Herz des schwergeprüften Ried. Er bricht in Thränen aus, und bittet den Fremden, ihm einen Sechser zu leihen, damit er ein Licht kaufen könne, da es nicht mehr hell genug sey. Der Fremde thut's, und denkt über die Ursache nach, welche den armen Mann wohl so in's Elend gebracht haben möge.

Als er rasirt war, sagte er: „Die Geschichte Eueres Lebens muß von ganz besonderer Art seyn. Ich habe jetzt nicht Zeit, sie zu hören; hier ist aber ein Thaler, komme ich zurück, so spreche ich wieder ein, um Euer Umstände genauer kennen zu lernen. Wie heißt Ihr?“ — „Wilhelm Ried“ war des Barbiers Antwort. „Wilhelm Ried? Aus Kingston bei Taunton?“ — „Ja, mein Herr!“ — „Wie heißt Euer Vater?“ — „Thomas Ried.“ — „Hatte er noch einen Bruder?“ — „Ja, mein Herr; er ging aber nach Indien, und da haben wir nie etwas wieder von ihm gehört.“ — „Kommt, folget mir!“ rief erstaunt der Fremde, „ich reise eben mit einem Manne, der Wilhelm Ried, aus Kingston, bei Taunton, zu sein behauptet; kommt, stellt Euch ihm gegenüber; könnt Ihr beweisen, daß Ihr der seyd, für den Ihr Euch ausgibt, so habe ich sehr glückliche Nachrichten für Euch. Euer Dheim ist todt, und hat ein großes Vermögen hinterlassen, in dessen Besitz ich den rechten Sohn seines Bruders setzen werde.“

Sie naherten der Postkutsche, fanden den vorgebliebenen Wilhelm Ried, der nun leicht als ein Betrüger erkannt wurde. Der Fremde, ein frommer Advokat, hatte durch mehrmalige Aufforderungen in den Zeitungen den rechtmäßigen Erben eines so großen Vermögens vergeblich aufzufinden gesucht, bis sich endlich jener Betrüger meldete.

So war jetzt, wo die Noth am größten war, auch die Hilfe am nächsten! Hätte der arme Barbier noch einen Sechser gehabt, um ein Licht kaufen zu können, so wäre er schwerlich j-

maß zu dem Besitze der reichen Erbschaft gekommen, welche der Herr aller Dinge ihm nach langer Prüfung vorbehalten hatte, als einen kleinen Lohn seiner Treue, als ein Vorbild des höheren Segens in geistlichen Gütern, der allemal die fromme Sonntagsfeier begleitet.

Die Armuth.

(Eine Wahrheit im Nährkengewande.)

Ein armer, dürftig gekleideter Mann kam zu einem Kaufherrn und bat ihn um eine Unterstützung. Es war gerade Mittagszeit, und man lud den Armen zu Tische. Wirth und Wirthin unterhielten sich freundlich mit dem Fremden; es wurde spät und er fragte, ob er nicht in ihrem Hause übernachten könnte.

Die Frau sprach zu ihrem Gatten: „Unsere Bodenkammer ist leer, ich denke wir könnten den Gast darin beherbergen.“

Der Mann machte keinen Einwand, und der Arme blieb bei ihnen und bettete sich in die Kammer.

Aber er blieb einen Tag und noch einen, und blieb eine Nacht und wieder eine Nacht, und so verstrichen viele Tage, und die Frau sah den Mann an und der Mann die Frau.

Endlich sprach diese: „Willst du nicht dem Fremden sagen, daß wir ihn recht gern länger bei uns behielten, daß aber unser Vermögen nicht der Art sey, länger einen Gast beherbergen, und ihn mit Speise und Trank versehen zu können.“

Das wurde dem Manne sehr schwer, denn es gab eine Zeit zu welcher Jedermann bei ihm gastliche Aufnahme, Herberge und Tisch für lange Tage fand; aber das Geschick hatte ihm den größten Theil seiner Habe entrißen; sein Vermögen schwand mehr und mehr, und sein Speischer stand leer, wie seine Geldtruhe. Er begab sich mit schwerem Herzen zu dem Fremden und sprach: „Ich gab dir Herberge, Speise und Trank, und gern hätte ich dir Alles noch längere Zeit gegeben, aber du irrst, wenn du glaubst, daß meine Mittel noch wie ehemals für Fremde und Gäste ausreichen. Mein Vermögen schwindet, du kannst nicht länger bei mir weilen; aber gehe zu meinen Nachbarn, sie sind reich und werden dich freundlich aufnehmen und dir das bieten, was ich dir verweigern muß.“

Der Fremde sprach: „O, ich will gerne gehen! Ich hätte schon früher Euer Haus verlassen, aber siehe meine dürftigen Kleider! Ich kann mich so den Blicken der Leute nicht aussetzen,

verschaffe mir ein anderes Gewand, damit ich anständig erscheinen kann, und ich will zu den Nachbarn gehen.“

Der Mann eilte zu seiner Frau und theilte ihr die Worte des Fremden mit. Diese sprach: „Ich denke, lieber Mann, es ist besser, den Fremden zu bekleiden und ihn mit Ehre zu entfernen, als daß er noch länger bei uns verweile und mehr aufzehre, als die Kosten eines Kleides betragen. Machen wir ihm ein Gewand.“

Der Mann holte einen Schneider und ließ den Fremden bekleiden. Wirth und Wirthin freuten sich über ihren Entschluß und erwarteten den Abschied des Fremden. Aber zu ihrem Erstaunen blieb er dennoch, und die Frau des Hauses fand ihn am andern Tage noch auf dem Boden.

„Wie?“ sagte sie, „wir haben deinen Wunsch erfüllt und dich bekleidet; wir glaubten, du würdest nun unsere Nachbarn aussuchen, und du befindest dich noch bei uns?“

Der Fremde erwiderte: „Der Schneider hat mich schlecht bedacht. Siehe, wie kurz und eng mein Gewand ist.“

Mit Erstaunen bemerkte die Frau jetzt erst, daß in der That der Anzug für den Mann sehr kurz und enge war; sie theilte dies ihrem Manne mit, und setzte hinzu: „Wir müssen unsern Gast mit Ehren entlassen, laß ihm ein besseres, größeres Gewand machen.“

Und wieder ward der Schneider geholt; er nahm ein bequemeres und längeres Maaß, und brachte bald das neue Gewand.

Aber der Gast blieb nach wie vor, und als der Wirth und die Wirthin in die Bodenkammer traten, erblickten sie ihn auf seinem Lager, auf welchem er sich behaglich reckte und streckte.

Der Herr des Hauses sprach verwundert: „Wie? Du weilst noch immer bei uns? Haben wir dich nicht noch einmal und nach deinem Wunsche bekleidet?“

„Ach!“ erwiderte der Fremde, indem er sich vom Lager erhob, „seht Ihr nicht, daß auch diese Kleider mich nur spärlich bedecken?“

Mit neuem Erstaunen sahen Mann und Weib, daß in der That auch das neue Gewand dem Manne, der plötzlich riesig groß vor ihnen stand, viel zu kurz und zu enge war.

„Seid nicht erschrocken,“ sprach der Gast; „weder Ihr traget die Schuld noch der Schneider. Er mag wohl ein richtiges Maaß genommen haben; aber seht, ich bin die *Ar m u t h*; ich wachse stets und werde größer und größer, und wo ich einmal eingefeiert, von da bin ich schwer zu entfernen!“

Der wilde Hans'l.

Am Fuße des Spessartgebirges, in den bayerischen Maingegenden, liegt das Dorf Eschau, woselbst nachsiehende Begebenheit sich zugetragen hat, zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts.

Der Schäfer des Dorfes Eschau, Hillebrand mit Namen, war ein verwilderter und gottloser Mann, und seine beiden Buben, der Hans'l und der Hannadam, waren um kein Haar besser, ja sogar schlimmer und gottesvergessener noch als ihr Vater.

Wo ein Hirt nicht, wie Jakob oder Moses, etwas von Gott weiß und seine Freude haben kann an Gottes Werk und an Gottes Wort, wo er nicht daran denkt, daß die Augen des Herrn auch in den dunkeln Wald und über den einsamen Acker schauen, da wird das Hirtenleben ihm schlecht thun; denn der Versucher ist nirgends geschäftiger, als wenn er einen Menschen in der Einsamkeit weiß. Zu unserm hochgelobten Erlöser und Heiland ist er ja auch in der Wüste getreten.

Es war am 17. Juli des Jahrs 1698, als die beiden Eschauer Schäfersbuben im Wildenseer Grund, am Weidenbrunn, die Schaafherde hüteten, und weil sie nichts Besseres wußten, spielten sie mit den Würfeln. Da kommt ein Judenbublein, Namens Lesar, des Weges, und die Schäfersbuben grüßen ihn und sagen: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Da das Judenbublein darauf nicht dankt, wie sich's gehört, nämlich: „In Ewigkeit; Amen!“ gibt's erst allerlei Reden hin und wieder, dann sagen sie, wenn er doch ein guter Kamerad von ihnen sein wolle, solle er kommen und Würfel mit ihnen spielen, und der Lesar läßt sich bereden. Er hat Glück, und gewinnt den Schäfersbuben alles ihr Geld ab, dann geht er weiter. Als nun das Judenbublein weggegangen war, sind den beiden Buben allerlei Teufelsgedanken gekommen, sie griffen an ihre leeren Taschen und statt sich selber Vorwürfe zu machen, geriethen sie in eine große Wuth über den Lesar und verschwuren sich, das solle ihm nicht so hingehen, er sei auch so ein falscher Jude und habe vorhin auch den Heiland nicht einmal loben wollen.

Zum Unglück führt am Abend der Heimweg den Lesar wieder an dem Brunnen vorbei. Wie sie ihn daherkommen sehen, sagt der Hannadam: „Den machen wir kalt, dann kriegen wir unser Geld wieder“, und der älteste, der Hans'l, ruft: „Komm noch ein wenig herüber, und setz' dich neben den Brunnen, dann gehen wir miteinander in's Dorf.“

Der kleine Lesar setzt sich, ohne ein Arg zu haben; sogleich aber fallen die beiden Bösewichte über ihn her; der Hannadam reißt ihm mit der einen Hand das Halstuch ab, und mit der andern drückt er ihm den Kopf auf den Boden, worauf ihm der Hans'l die Kehle abschneidet. „Halt, halt, um Gotteswillen!“ schrie der Hannadam, als er das Blut fließen sah, denn es reute ihn wieder; der Hans'l aber sagte: „Jetzt ist's zu spät.“

Nach verübter Frevelthat nehmen sie ihm das gewonnene Geld aus der Tasche und kommen überein, sie wollten während der Nacht ihn weit wegtragen und in den untern Wiesen ihn in den Brunnen werfen, der tief genug sei, daß man nicht einmal mit einem Wiesbaum auf den Grund kommen könne. So legen sie die Leiche hinter eine Hecke und gehen ins Dorf.

Vor dem Dorf begegnet ihnen der alte Lesar und fragt: „Habt ihr mein Söhnlein nicht gesehen? Er ist den Grund hinauf nach Wildensee.“ — „Nein,“ sagen die Schäfersbuben. — „Aber, ihr seid ja ganz voll Blut! Gottes Wunder, was habt ihr gemacht?“ — „Seid still, Schmul,“ sagte der Hans'l, „wir haben ein Häslein gefangen und gleich geschlachtet.“ — „Nun,“ meinte Lesar, „ich kauf' euch den Balg ab, wenn ihr nicht zu theuer damit seid und wenn's der Jäger nicht erfährt. Wo habt ihr's?“ — „Es liegt noch im Wald, das Häslein, aber der Balg ist verdorben,“ sagten sie und gingen heim.

Nach dem Nachtessen schlichen die Buben wieder hinaus in den Wald, zogen den Leichnam hervor und luden ihn auf ihre Schultern, um ihn ins Thal hinabzutragen an den Brunnen. Unterwegs hörten sie Jemand hinter sich nachkommen. Schnell wandten sie sich seitwärts, legten die Leiche ab und duckten sich nieder. Es war der alte Lesar, der außer Athem daher kam und vor sich hin rief: „Alles still, nichts zu hören und zu sehen von dem Kinde! Lesar, Lesar, wo bist du?“ — Der Hannadam wollte auf und davon vor Schrecken, der Hans'l aber drückte ihn nieder und hielt ihm den Mund zu, bis der Jude vorüber war. Dann schleiften sie den Todten über das Feld fort an den Brunnen, banden ihm dort den Hut auf's Knie, versenkten ihn und gingen nach Haus.

Kaum hatten sie sich niedergelegt, so klopfte es an der Thüre. Der alte Lesar kommt schweißtriefend die Stiege herauf und fragt, ob sie denn gewiß sein Kind nicht gesehen, sie hätten ja den ganzen Nachmittag im Grunde gehütet. „Mit keinem Auge,“ sagten die jungen Mörder. Der

Hannadam aber zitterte dabei, und der Jude bekam Verdacht und ging zum Amtmann. Noch in der Nacht wurden sie auf's Rathhaus gefehrt, läugneten aber, etwas von dem Knaben zu wissen.

Am andern Tag wurde die ganze Gegend durchsucht, und es war alles vergeblich, eine Spur von dem jungen Lesar zu finden. Am dritten Tag aber trieb der Kuhhirt in die Gegend des Brunnens, und eine Kuh mußte grad an den Fleck gerathen und einen Dorn sich in den Fuß treten, wo die Schäfersbuben den Leichnam niedergelegt hatten, als sie den alten Juden hinter sich hörten. Wie der Kuhhirt das Thier zur Herde treiben will, sieht er im Gras und im Laub Blutflecken und einen messingenen Knopf vom Wammis des Lesar. Er zeigt's an, und wie man nun weiter sucht, findet man den Weg durch's Korn und dann durch die Wiese, auf welchem sie den Leichnam geschleift hatten, und kommt bis an den Brunnen, und im Brunnen findet man den Leichnam.

Die Schäfersbuben werden gleich herbeigeholt und läugnen wiederum Alles. Wie aber der alte Lesar kommt und beim Anblicke seines Sohnes, wie Hiob, seine Kleider zerreißt und sich auf der Erde wälzt und in Einem fort schreit: Lesar! Lesar! du gutes, gehorsames Kind, warum hat der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs nicht gethan nach seiner Verheißung, „auf daß dir's wohl gehe und du lange lebest in dem Lande, das dir gegeben ist?“ Armes Kind, weh deinem Vater! weh deiner Mutter! du bist gefallen, wie man vor bösen Buben fällt!“ — da fängt der Hannadam an zu zittern und bekennt, und der Hans'l kann auch nicht länger läugnen.

Sie wurden auf dem Wildensteiner Schloß gefangen gesetzt und bei Tag und bei Nacht scharf im Gewahrsam gehalten. Sie gingen auch in sich, bereuten ihre böse That, und als ihnen das Urtheil verkündigt wurde, daß sie mit dem Schwert vom Leben zum Tod gebracht werden sollten, sagten sie mit Thränen, ihnen werde nur ihr Recht, denn sie hätten das sechste Gebot wohl gelernt.

Die Hinrichtung sollte in Kleinheubach, dem nächsten Städtchen geschehen; am Morgen aber, wo sie dazu abgeholt werden sollten, war nur Einer noch zu finden, der Hannadam — der Hans'l war auf und davon. Des Jägers Sohn nämlich, ein unnützer Bube, der mit dem Hans'l Kameradschaft gehalten, hatte die Wächter in der Nacht betrunken gemacht, den Hans'l als sie schliefen, an einem Strick vom Thurm,

hinunter in den Graben gelassen, und war dann selbst ihm nachgefolgt. Die Handschellen, mit denen der Hans'l geschlossen gewesen, hatten sie unterwegs abgeschlagen. Der Hannadam wurde drauf in Kleinheubach gerichtet, hat Reue gezeigt und Mitleid erregt, und ist, so weit man das beurtheilen kann, bußfertig gestorben; denn als er sich auf den Stuhl setzen sollte, hob er seine Hände gegen Himmel, und seine letzten Worte waren: „Hätte mich mein Vater jedesmal geschlagen, wenn ich Würfel spielte und gestohlene Äpfel heimbrachte, und den jungen Meisen die Augen ausstach, so wär' ich kein Mörder geworden. Ach, nehmet Alle ein warnendes Beispiel an mir! Jesu, du Sohn Davids, erbarme dich mein!“ — Drauf wurde ihm vom Scharfrichter der Kopf abgeschlagen.

Nun meinten damals auch die Leute, es sey doch nicht recht, daß eben der schlimmste von den Brüdern, der Anstifter und Verführer, ungestraft davon gekommen, und just der Unschuldigste das Leben habe lassen müssen. Das waren aber Menschengedanken, die, so weit der Himmel über der Erde ist, von Gottes Gedanken verschieden sind. Der ewige Richter konnte auch ohne Schaffot und Schwert die Blutschuld dem Entwichenen auf den Kopf bringen.

Nach seiner Flucht hatte sich der Hans'l im Speffart unhergetrieben und war ein Wildschütz geworden; und weil er so verwegener war, und Alles ihm glückte, hatte er eine ganze Bande um sich gesammelt, deren Anführer er wurde, und man nannte ihn im ganzen Speffart nur den wilden Hans'l. Die Jäger hatten schon manchmal nach ihm gestreift; allein es war ihm immer von guten Freunden vorher verrathen worden, und die zwei oder drei Mal, wo sie ihn wirklich antrafen, waren sie schlecht weggekommen, denn der Hans'l hatte eine gute Büchse und ein scharfes Auge und eine feste Hand, und wen er auf's Korn nahm, der konnte sein letztes Vaterunser beten. Auch wußte der Hans'l wohl, daß es „Kopf ab“ hieß, wenn er erwischt würde. Er hatte auch unter die Leute bringen lassen, er sey kugelfest und schieße selbst lauter Freikugeln, die niemals ihr Ziel verfehlen. Da fürchtete man ihn noch mehr, und so war er immer frecher geworden.

Sechs Jahre lang ungefähr hatte er es so getrieben. Da lagerte er eines Abends, als es schon dunkel war, mit seinen Spießgesellen im sogenannten Hüllenthurm. Es war Herbstwetter, und draußen goß der Regen in Strömen. Sie hatten im Thurm ein Feuer angemacht

und brieten einen Rehbock am Spieß; Wein und Brantwein war auch genug vorhanden, denn sie hatten viel Geld gelöst von dem gefappten Bild, und der Hans'l war ganz wie aus dem Häusel vor Lustigkeit. Als einige seiner Spießgesellen sagten, sie wollten einmal hinausgehen und zuschauen, ob's auch geheimer wäre, denn man sähe das Feuer das ganze Thal hinab, und sie hätten den ganzen Tag über den Jägern in die Ohren geknallt, schrie er: „Meinetwegen; erst aber will ich euch das Lied singen, das ich auf die drei Jäger gemacht habe, die mir neulich meine Büchse nehmen wollten, die aber froh waren, als sie zu zweien wieder den Heimweg fanden, denn den dritten hab' ich kalt gemacht. Gebt Achtung, Brüder!“ — Nun füllte er das Glas und fing an zu singen:

„Steck' ich ein' Feder auf den meinigen Hut,
Den Hundstoft will ich sehen, der mir sie 'rab thut,
Hab' Hirschklein geschossen, hab' die Jung' herausgerecht,
Da kommen drei Jäger, die haben mich erschreckt.
Hans'l, wilder Hans'l, was führst du für ein Leben?“ —

„Pu ff! knallts durch ein Mauerloch, denn die Jäger und die Hirschknechte hatten das Feuer gesehen und heimlich sich herangeschlichen, und einer von ihnen hatte den Hans'l auf's Korn genommen. Der machte einen mahnshohen Satz, dann fiel er zu Boden, und während das Blut ihm aus dem Munde strömte, und er sich wand und krümmte wie ein Mal, wiederholte er immer: „Hans'l, wilder Hans'l, was führst du für ein Leben?“ — bis ihm die Seele ausfuhr.

Und so war Gottes ewiger Rath schon hienieden klar geworden. Er hatte den jungen Mörder der irdischen Strafe entgehen lassen, allein dem ewigen Strafgericht konnte er nicht entweichen. Der gerechte Gott weiß auch die verborgenste Frevelthat ans Licht zu bringen.

Es ist nichts so rein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonne!

Sonderbarer Vergleich.

Ein sehr großer und dicker Herr kam spät des Abends, kurz vor dem Thorschluß, in die Nähe von Hamburg, und fragte einen ihm begegnenden Bauer, ob er wohl noch zum Thore hineinkommen werde. Der witzige Landmann nahm die Frage in einem andern Sinne, betrachtete mit schelmischen Blicken den wohlbeleibten Herrn vom Kopf bis zu den Füßen, und sagte: „Ich glaub's wohl, denn ich habe diesen Morgen einen noch viel dickeren Ochsen ohne Mühe hineingeführt!“

Der Kriegszug in das Kabylenland.

(Mit einer großen Abbildung.)

Bereits sind siebenundzwanzig Jahre verschwunden, seitdem Frankreichs tapfere Krieger, 30,000 Mann stark und unter dem Oberbefehl des Generals Bourmont, den Hafen von Toulon verließen und über das Mittelländische Meer nach Algier schifften, um Hussein, den Dey des berühmten Räuberstaats, für die Schmach zu züchtigen, die er dem Gesandten des Frankenkönigs, Karls des Achten, bei einer öffentlichen Feierlichkeit angethan, indem er ihm einige Schläge mit seinem Fliegenwedel verlegte. Am 14. Juni des Jahres 1830 landete die französische Flotte, mehrere Wochen durch ungünstige Winde zurückgehalten, endlich glücklich in der Bai von Sidi-Ferruch, und das muthige Heer rüstete sich zum Angriff der Stadt Algier, deren Dey die Beduinen zu Hülfe gerufen hatte, welche zum Kampfe den fremden Kriegsmännern sich entgegenstellten. Doch der Franzosen unwiderstehliche Tapferkeit siegte in den Gefechten vom 16ten, 24ten und 28ten Juni, und am 3ten Juli stand das siegmuthige Heer vor Algier. Zugleich von der Landseite und von der Meeresflotte, die der Admiral Duperré befehligte, wurde das gefürchtete Seeräuberneß angegriffen, und der Dey verlor schon am andern Tage den Muth, und sandte Botschaft heraus zur Unterhandlung. Doch seine Gesandten wurden von General Bourmont kalt empfangen, und kehrten muthlos und niedergeschlagen in die bestürmte Stadt zurück. Voll Verzweiflung ließ Hussein das sogenannte Kaiserschloß in die Luft sprengen, über dessen Trümmer aber die tapfern Franzosen sich Bahn brachen in die Stadt, deren Eroberung nun sicher war. Da jedoch der Obergeneral wußte, daß die Schlöffer und Hauptwerke von Algier unterminirt waren, und auch leicht in die Lüfte gesprengt werden konnten, so achtete er es nicht für rathsam, den Feind zur Verzweiflung zu treiben, und genehmigte daher einen Vertrag, welcher dem Dey, seinen Kriegern und Unterthanen Sicherheit der Personen und des Privat-Eigenthums gewährte. Die Räuberstadt wurde hierauf übergeben, und am 5ten Juli 1830 flatterte Frankreichs Siegesfahne auf allen Schloßern und Thürmen, und mit Bligesschnelle verbreitete sich die frohe Kunde in der ganzen Christenheit. Im Namen aller christlichen Völker hatte Frankreich eine langjährige Schmach getilgt, und das Mittelländische Meer von seinen schimpflichen Fesseln befreit!

Seit der Eroberung Algiers ist Vieles anders geworden im nördlichen Afrika; immer weiter und weiter breitete Frankreich daselbst seine Herrschaft aus, und unter dem Namen Algerien bildete sich eine große und fruchtbare Länderstrecke. Französische, deutsche und schweizerische Auswanderer siedelten sich auf dem fruchtbaren Boden an; zur Ermuthigung gewährte Frankreichs Regierung den neuen Bewohnern Unterstützungen und Vergünstigungen aller Art; neue Dörfer und Städte wurden erbaut; Gotteshäuser und kirchliche Gemeinden, katholische und protestantische, gegründet und mit Pfarrern versehen, und die Sitten, die Bildung und die Geseze des Mutterlandes bahnten so sich Eingang und Anerkennung jenseits des Meeres. Doch gab es zuvor noch manchen harten Kampf zu kämpfen, denn die Araber, besonders die Stämme der kriegerischen Kabylen, wollten sich nicht so geradezu der fremden, französischen Herrschaft unterwerfen, obgleich ihnen alle Freiheit und ungehinderte Ausübung ihrer Religion, ihrer Sitten und Gebräuche auf unverbrüchliche Weise zugesagt wurden. Jedoch blieben die Franzosen, von klugen und unerschrockenen Feldherren angeführt, immer Sieger, und wohl mancher Leser des Kalenders, der in seinen jüngeren Jahren in Afrika unter der französischen Fahne stand, wird sich heute, da er wieder glücklich und wohlbehalten heimgesehrt ist ins Vaterland und ins Vaterhaus, noch lebhaft an die heißen und blutigen Tage erinnern, die er unter Afrikas glühender Sonne, im Kriege gegen die empörrten Araberstämme verlebte, deren einflussreichster Anführer lange Zeit der berühmt gewordene Abd-el-Kader gewesen.

Groß und vielfältig ist der Vortheil und der Nutzen, den die afrikanische Provinz Algerien dem Mutterlande Frankreich verschafft; Früchte und Getreide reifen dort weit früher als bei uns; die Ernten sind meistens sehr ergiebig, und ihr reichlicher Ertrag kann nicht allein in Algerien selbst verbraucht werden. Darum kommen ganze Schiffsladungen mit Getreide und Erzeugnissen aller Art nach Frankreich, und helfen aus in Zeiten des Mangels und der Noth. Dieser vielfältigen Vortheile wegen, ist es höchst wichtig für Frankreich, von Jahr zu Jahr festen Fuß daselbst zu fassen und seine Herrschaft über das eroberte Land dauernd zu begründen. Was diesem wohlbezeichneten Streben feindlich entgegentritt, muß daher mit aller Macht bekämpft und aus dem Wege geräumt werden, um nicht früher oder später wieder das verlieren zu müssen, dessen Erlangung schon so viele Dvser an Geld und Menschen gekostet.

Nach dieser kurzen Einleitung, die der Bote für nöthig erachtete, um allen seinen Lesern, jung und alt, verständlich zu werden, soll nun die Erzählung beginnen von dem Kriegszuge der Franzosen in das bergige Land der Kabylen, die immer noch als Feinde wollten betrachtet sehn, und auch, heimlich und öffentlich, als solche sich benahmen. Mehrere Kabylenstämme hatten schon oftmals Freundschaft und Unterwerfung gezeuget, doch sobald der Augenblick ihnen wieder günstig dazu schien, änderten sie ihr Benehmen, traten feindlich auf und fügten den Franzosen Schaden und Verlust zu so viel sie nur immer konnten. Hierin that sich besonders ein mächtiger Stamm hervor, die Beni-Raten. Dieser sollte besonders scharf gezüchtigt werden, damit er so recht Frankreichs Uebermacht fühle und in Zukunft sich still und ruhig verhalte.

Das Gebiet der Kabylen befindet sich in den hohen und schroffen Bergen des Djurjura, jenseits der großen Ebene, die Mitidja genannt, ungefähr dreißig Stunden von Algier entfernt, deren höchste Spizen im Winter mit Eis und Schnee sich bedecken und bis in Algier sichtbar sind. Dorthin sollte der Kriegszug gehen, und im Frühling des Jahres 1857 wurden alle nöthigen Vorkehrungen dazu getroffen. Im Monat Mai zog das französische Heer aus, 25.000 Mann stark und unter dem Oberbefehl des Marschalls Randon, des General-Statthalters der Provinz Algerien, welcher, vor dem Auszuge, eine kräftige Proklamation, in arabischer Sprache, an die sämtlichen Kabylenstämme des Djurjura erlassen hatte, worin er unter anderm sagte:

„Kabylen, oftmals schon haben wir euch den Genuß der Vortheile des Friedens angeboten; wir wollten euch Theil nehmen lassen an unserm Handel, wollten, daß euer Reisenden die Gegenden durchzögen die unter Frankreichs väterlicher Herrschaft leben, damit sie darin den blühenden Gewerbsleiß sähen, ihn kennen lernten, und dann die Frucht ihrer Erfahrungen unter euch zurückbrächten. So solltet ihr bekannt werden mit uns und unseren wohlwollenden und kräftig beschützenden Gesezen. Einige eurerer Stämme haben unsere guten Absichten begriffen und sich an uns angeschlossen, doch andere, vom blinden und eiferfüchtigen Haß einiger Oberhäupter aufgewiegelt, welche allein herrschen wollten, betrachteten die uns befreundeten Stämme als Feinde und Abtrünnige, und fielen mit gewaffneter Hand über sie her.

„Heute hat Frankreich beschloffen seine siegreichen Fahnen in euren Bergen aufzupflanzen; erschienen ist die Stunde der Belohnung für die

der Vöte
ern, jung
nun die
Huge der
ulen, die
stet seyn,
solche sich
ten schon
gehen
n wieder
nehmen,
ranzosen
r immer
ächtiger
er sollte
mit er so
in Bu-

in den
ra, jen-
enannt,
atfernt,
bis und
sichtbar
n, und
nöthi-
Monat
25,000
s War-
d der
stige,
prache,
injura
te:
ch den
n; wir
a-Gou-
genden
Gerr-
n Gle-
dann
rück-
a und
schü-
haben
a und
d ei-
wie-
chte,
und
dand
rei-
gen;
die



Der Kriegszug in das Kabylenland.

Getreuen, aber auch die Stunde des Gerichts und der Strafe für die Falschen und Hinterlistigen. Noch wenige Tage, und Jeder wird empfangen, je nachdem er gehandelt hat!

„An euch besonders ist unser Ruf gerichtet, ihr Männer der Beni-Raten! Ihr habt den geschworenen Eid gebrochen; ihr habt euch nicht um die Verpflichtungen bekümmert, welche euer mehrfach gegebenes, heiliges Versprechen euch auflagte. Ihr habt euch nicht gescheut die Fahne der Empörung zu erheben, Frankreichs Fahne gegenüber, welche die von uns im Kabylenland ernannten Oberhäupter trugen. Nicht nur habt ihr Anstrengung und Unruhe mitten in euren eigenen Gebieten vertrieben, sondern auch Aufruhr gepredigt unter euren Nachbarn, den Beni-Fraouffen, den Beni-Achhili, den Beni-bou-Ghobis und den Beni-Nabia, die längst schon, von uns beschützt, des Friedens süße Früchte genossen. Endlich noch habt ihr unserer Macht Trotz geboten durch den Angriff auf Tizi-Duzou.“

„Macht daher nur euch selber an wegen der Verwüstungen des Kriegs und des Unheils das er nach sich zieht. Ihr habt deshalb schwere Verantwortung euren Brüdern gegenüber, die nur Ruhe und Frieden begehren. Wir werden diejenigen schon zu finden wissen, welche, wie ihr, die eigennütigen Aufwiegler und Unruhefister waren, und sie von denen unterscheiden, die nur augenblicklich sich haben irre lassen. Erstere sollen unsere ganze Strenge fühlen; den letzteren bieten wir heute noch Nachsicht und Verzeihung an, wenn sie mit aufrichtiger Reue und guten Vorsätzen uns entgegenkommen.“

Der Abmarsch des französischen Heers von Algier war merkwürdig anzuschauen; da sah man Uniformen aller Art und Farbe; Artilleristen und afrikanische Jäger, Zuaven und Spahis und Linientruppen zogen in buntem Gemisch auf der Ebene von Wittidja dahin; Jeder machte sich's so bequem er konnte, denn im Felde wird die Sache nicht so genau genommen, und die Offiziere drücken gern ein Auge zu. Den Mundvorrath trugen Maulesel und Schwerfällige ausführende aber doch schnell voranschreitende Kameele, von befreundeten Arabern in ihren schnuppigen Durand geleitet. Auch der Kriegsvorrath wurde auf diese Weise der Armee nachgeführt.

Am 19ten Mai erreichte das französische Heer den Fuß des Tjurjuragebirgs, auf dessen schroffen Felsen und Anhöhen die Beni-Raten sich meisterhaft verschanzt hatten und muthig den Angriff erwarteten, der aber, wegen des eingetretenen Regens und des dichten Nebels, der Alles ringdum einhüllte, verschoben werden mußte. Dieß schien

den Kabylen ein Zeichen zu seyn, daß der große Prophet Mahomet sie beschützen wolle vor ihren Feinden.

Dieses Gemüth war den kampflustigen Franzosen ein wahrer Dorn im Auge; trotz des Regens und Nebels wären sie lieber gleich an den Bergen hinauf Sturm gelaufen. Allein Marschall Randon und die unter ihm befehlighenden Generale wollten, als erfahrene Feldherren, vorsichtig zu Werke gehen, und das Leben der Soldaten nicht nutzlos auf Spiel setzen. Der Angriff wird daher verschoben bis zur Wiederkehr des klaren Wetters.

Damit die geneigten Leser des sinkenden Voten, der mit seinem Selbstmord nicht gut einer der Bergstürmer hätte seyn können, nicht auch die Schuld verlieren wie die Soldaten im Feldlager, will er ihnen unterdessen ein lustiges Stücklein erzählen, das sich dort am Tage vor dem entscheidenden Sturme zugetragen hat: Ein Soldat vom Führwesen, oder, wie man auf französisch sagt, ein soldat-du-train, der am Abend vorher ziemlich oft und tief ins Glöckchen gequackt und mit schwerem Kopfe sich schlafen gelegt hatte, erwacht mit Tagesanbruch, noch bevor er seinen Rausch ganz ausgeschlafen, und geht ungesehen und unbemerkt zum Lager hinaus, dem Felde entgegen. Dem Lager gerade gegenüber, auf einem alleinstehenden Vorhügel, besetzt sich eine mit Kabylen angefüllte Moschee oder türkischer Tempel, die man an den vorübergehenden Lagen, wenn der Nebel nur ein wenig lichter geworden, ganz gut hatte beobachten können. Dorthin richtet der noch halbtrunkene Soldat seine Schritte, und schleicht unangerufen an der Hauptfeldwache vorüber. Während des Steigens bekommen seine erst noch schwankenden Schritte mehr Festigkeit. Glücklich erreicht er die Moschee, tritt hinein und bemächtigt sich einer darin hängenden brennenden Lampe. Die Kabylen bemerken ihn und eilen herzu, können aber nicht glauben, daß dieser Mensch so kühn sey, ganz allein als Feind sich zu ihnen zu wagen. Sie halten ihn für einen Ueberläufer, reden mit ihm und fordern ihn auf sie zu ihrem Oberhaupt zu begleiten. So versteht jedoch der Soldat das Ding nicht; er reißt sich los und rennt mit gewaltigen Sprüngen, die Lampe in der Hand, den Berg wieder hinunter, dem französischen Lager zu. Bergend sendet ihm einige Kabylen Augen nach aus ihren langen Feuerlöchern; sie treffen ihn nicht, und athemlos und schwiegend naht er sich der Feldwache. Da kommt aber unsere Held aus dem Regen in die Traufe. Die Soldaten des Vorpостs halten ihn für einen Ueberläufer, der nicht gut von den Kabylen empfangen wor-

den, und daher lieber wieder zurückkehret. Trotz der erbeuteten Lampe, dem Zeichen seines Muths, wird er festgenommen und von drei Mann und einem Korporal vorchristlichmäßig in das Lager geführt. Die Sache macht Aufsehen, und neugierig schließen sich zahlreiche Soldaten dem Zuge an. Man kommt zu dem Offizier, der den vermeintlichen Ueberläufer in's Verhör nehmen soll, und der wahre Verlauf des kühnen Morgenspaziergangs klärt sich bald und leicht auf. Als der Offizier den Lampeneroberer trägt, was er denn eigentlich im Schilde führte bei seinem frühen und einsamen Versuch der Moschee, da gibt er folgende komische Antwort: „Ich wollte dort oben den Kaffee kochen für die Kameraden, welche mit nachkommen sollten, denn ich meinte, der Sturm werde diesen Morgen endlich anfangen.“ An der noch ziemlich schweren Zunge des Soldaten, merkt der Offizier daß er seinen gestrigen Rausch noch nicht ganz verschlafen habe, und hält es für rathsam ihn auf einige Stunden einsperren zu lassen, damit er sich wieder auf ein Ohr legen und sein Feldensüchlein verträumen könne. — Jetzt wäre das Geschickliche zur Kurzwelt fertig, und erstarrt wieder beginnt die Erzählung vom Kriegstage.

Am 23. Mai bestie sich das Wetter gegen Abend auf; in goldenem Glanze ging die Sonne unter, und der klare, wolkenlose Himmel war über Gebirg und Lager ausgepannt. Marschall Randon gibt Befehl zum morgenden Sturm, und mit Ueberraschung verbreitet sich diese frohe Nachricht von Zelt zu Zelt, und wird mit Jubel aufgenommen. Des Marschalls vorsichtiger Anordnung nach, dürfen die Trommelschläger und Trompeter am Morgen des Sturmstages sich nicht hören lassen, um nicht die Aufmerksamkeit der Kabylen allzufrüh zu erregen; die Soldaten sollen ungetroumet und ungeblassen aussähen und zum Sturm sich rüsten.

Ruhig geht die Nacht vorüber; der Morgen des 24. Mai bricht klar und freundlich an, und schon vor vier Uhr ist das ganze französische Lager in Bewegung. Die Zelten werden zusammengelegt, die Soldaten greifen zu den Waffen und bilden sich in Plotone. Hoch zu Ross, ernst und ruhig, kommt jetzt der Oberfeldherr daher, hinter ihm drein die Offiziere des Generalstabs, General Jusuf, der eine der Armeedivisionen befehligt, strengt auf seinem feurigen Fuchs hebel, um des Marschalls letzte Befehle zu holen. Einige Minuten später reitet er zu seiner Angriffsdivision zurück, weist mit seinem Arm nach den Bergeshängen hin, und sagt: „Ihre Befehle sollen vollzogen werden, Herr Marschall, um sieben Uhr

rauchen wir eine Cigarre dort, oben in dem Dorfe Tzibil-Güffry!“

Dieser Ort, der schwierigste der von den Kabylen besetzten Punkte, soll von General Jusufs Division erklimmt werden.

Heiß entbrennt jetzt der Kampf. Die Sturmcolonnen erklimmen die ersten Bergabhänge, und suchen die hinter Felsen und Schlangen verstreuten Kabylen auf, die von dort her auf sie herunterseuern. Da hört man plötzlich, von der linken Seite herüber, ein heftiges Rottensfeuer erlösen, dem gleich darauf einzelne Kanonenschüsse folgen. Dort kämpft die Division des Generals MacMahon; die ist bereits mit den Kabylen zusammengetroffen.

Marschall Randon verläßt seinen Standpunkt in der Ebene, und reitet links einem Vorhügel zu, der noch am vorigen Abend von den Feinden besetzt gewesen. Von dieser Anhöhe herab, kann er besser die Bewegungen der beiden Divisionen Jusuf und MacMahon beobachten und durch die Adjutanten seine Befehle versenden. Mühsam ist derritt auf die Hügelspitze, wegen des dichtstehenden Getreides und des abschüssigen Weges, auf dem die Pferde ausgleiten, doch glücklich langt der Marschall oben an, und nach ihm sein Gefolge.

Von hier aus kann er den ganzen Kampfsplatz vortheilhaft überschauen. Dichter Pulverdampf umhüllt den untern Theil des Berges, an welchem die muthigen Franzosen unerschrocken emporklimmen. Die Trommeln schlagen und die Trompeter blasen den Sturmmarfch, und das sene Geöse des Kampfes wegt, vom frischen Morgenwind getragen, bald schwächer bald stärker herbei. Durch das Fernrohr gewahrt man längs der Bergeshöhe, oberhalb des Pulverdampfes, die Schaaren der Kabylen, welche immer weiter und weiter hinaufstiegen, um dem unwillkürlichen Andrang der Franzosen zu entgegen. An dem zur Rechten sich erhebenden Berge, auf welchem das Dorf Tzibil-Güffry liegt, stürmt General Jusufs Division hinauf, bleibt aber dem Auge verdeckt durch die blätterreichen Feigenbäume, die den untern Theil des Berges bekränzen; mehrere Flintenschüsse, und der aufsteigende Rauch, verkünden daß auch dort der Kampf schon begonnen.

Immer vorwärts, immer vorwärts, ihr tapferen Streiter, der Sieg ist euer! Und rühmlicher noch ist der Sieg, wenn man ihn über einen muthigen und an Zahl überlegenen Feind erschonen; und das muß den Kabylen zur Ehre nachgelagt werden, sie sind ein kriegerisches Volk und wissen sich gut zu vertheidigen in ihren durch die Natur

erbaute
kunft
unbew
nen
Selbst
an der
aber ve
hden o
die Bro
Bergsp
handelt
sicht zu
Frucht
Um
Kabylen
ihm be
kann e
südlich
Kampfs
Siegesh
Fried
rungen
und fo
Soldat
richte
zufolge
ter aus
ments
Offizier
In
als un
Berges
von d
glaube
können
Wirth
waren
höflich
Graden
ten, al
ver
Jäger
Rum n
Zau
daten,
noch ei
brust i
Grude
Bei
St. Al
ter wa
tailon
gang
ein Ga

Getreuen, aber auch die Stunde des Gerichts und der Strafe für die Falschen und Hinterlistigen. Noch wenige Tage, und Jeder wird empfangen, je nachdem er gehandelt hat!

„An euch besonders ist unser Aufruf gerichtet, ihr Männer der Beni-Naten! Ihr habt den geschworenen Eid gebrochen; ihr habt euch nicht um die Verpflichtungen bekümmert, welche euer mehrfach gegebenes, heiliges Versprechen euch auflegte. Ihr habt euch nicht gescheut die Fahne der Empörung zu erheben, Frankreichs Fahne gegenüber, welche die von uns im Kabylenland genannten Oberhäupter trugen. Nicht nur habt ihr Zwietracht und Unruhe mitten in eurem eigenen Gebiete verbreitet, sondern auch Aufruhr gepredigt unter euren Nachbarn, den Beni-Fraoussen, den Beni-Ahelsili, den Beni bou-Ghaib und den Beni-Dabia, die längst schon, von uns beschützt, des Friedens süße Früchte genossen. Endlich noch habt ihr unserer Macht Trotz geboten durch den Angriff auf Tizi-Duzou.

„Klagt daher nur euch selber an wegen der Verwüstungen des Kriegs und des Unheils das er nach sich zieht. Ihr habt deshalb schwere Verantwortung euren Brüdern gegenüber, die nur Ruhe und Frieden begehren. Wir werden diejenigen schon zu finden wissen, welche, wie ihr, die eiznigen Aufwiegler und Unruhestifter waren, und sie von denen unterscheiden, die nur augenblicklich sich haben irre leiten lassen. Erstere sollen unsere ganze Strenge fühlen; den letztern bieten wir heute noch Nachsicht und Verzeihung an, wenn sie mit aufrichtiger Reue und guten Vorsätzen uns entgegenkommen.“

Der Abmarsch des französischen Heers von Algier war merkwürdig anzuschauen; da sah man Uniformen aller Art und Farbe; Artilleristen und afrikanische Jäger, Zuaven und Spahis und Linientruppen zogen in buntem Gemisch auf der Ebene von Mitidja dahin; Jeder machte sich's so bequem er konnte, denn im Felde wird die Sache nicht so genau genommen, und die Offiziere drücken gern ein Auge zu. Den Mundvorrath trugen Maulesel und schwerfällig aussehende aber doch schnell voranschreitende Kameele, von befreundeten Arabern in ihren schmutzigen Burnus geleitet. Auch der Kriegsproviant wurde auf diese Weise der Armee nachgeführt.

Am 19ten Mai erreichte das französische Heer den Fuß des Djurjuragebirgs, auf dessen schroffen Felsen und Anhöhen die Beni-Naten sich meisterhaft verschanzt hatten und muthig den Angriff erwarteten, der aber, wegen des eingetretenen Regens und des dichten Nebels, der Alles ringsum einhüllte, verschoben werden mußte. Dieß schien

den Kabylen ein Zeichen zu seyn, daß der große Prophet Mahomet sie beschützen wolle vor ihren Feinden.

Dieses Hemmniß war den kampfluftigen Franzosen ein wahrer Dorn im Auge; trotz des Regens und Nebels wären sie lieber gleich an den Bergen hinauf Sturm gelaufen. Allein Marschall Randon und die unter ihm befehlighenden Generale wollten, als erfahrene Feldherren, vorsichtig zu Werke gehen, und das Leben der Soldaten nicht nutzlos aufs Spiel setzen. Der Angriff wird daher verschoben bis zur Wiederkehr des schönen Wetters.

Damit die geneigten Leser des sinkenden Boten, der mit seinem Stelzfuß nicht gut einer der Bergstürmer hätte seyn können, nicht auch die Geduld verlieren wie die Soldaten im Feldlager, will er ihnen unterdessen ein lustiges Stücklein erzählen, das sich dort am Tage vor dem entscheidenden Sturm zugetragen hat: Ein Soldat vom Fuhrwesen, oder, wie man auf französisch sagt, ein soldat-du-train, der am Abend vorher ziemlich oft und tief ins Gläschen geguckt und mit schwerem Kopfe sich schlafen gelegt hatte, erwacht mit Tagesanbruch, noch bevor er seinen Kausch ganz ausgeschlafen, und geht ungesehen und unbemerkt zum Lager hinaus, dem Feinde entgegen. Dem Lager gerade gegenüber, auf einem alleinstehenden Vorbügel, befindet sich eine mit Kabylen angefüllte Moschee oder türkischer Tempel, die man an den vorhergehenden Tagen, wenn der Nebel nur ein wenig lichter geworden, ganz gut hatte beobachten können. Dorthin richtet der noch halbtrunkene Soldat seine Schritte, und schleicht unangerufen an der Hauptfeldwache vorüber. Während des Steigens bekommen seine erst noch schwankenden Schritte mehr Festigkeit. Glücklicherweise erreicht er die Moschee, tritt hinein und bemächtigt sich einer darin hängenden brennenden Lampe. Die Kabylen bemerken ihn und eilen herzu, können aber nicht glauben, daß dieser Mensch so kühn sey, ganz allein als Feind sich zu ihnen zu wagen. Sie halten ihn für einen Ueberläufer, reden mit ihm und fordern ihn auf sie zu ihrem Oberhaupte zu begleiten. So verfehlt jedoch der Soldat das Ding nicht; er reißt sich los und rennt mit gewaltigen Sprüngen, die Lampe in der Hand, den Berg wieder hinunter, dem französischen Lager zu. Bergebens senden ihm einige Kabylen Kugeln nach aus ihren langen Feuerdröhen; sie treffen ihn nicht, und athemlos und schwiegend naht er sich der Feldwache. Da kommt aber unser Held aus dem Regen in die Traufe. Die Soldaten des Vorpostens halten ihn für einen Ueberläufer, der nicht gut von den Kabylen empfangen wor-

den, und daher lieber wieder zurückkehret. Trotz der erbeuteten Lampe, dem Zeichen seines Wagnisses, wird er festgenommen und von drei Mann und einem Korporal vorschriftsmäßig in das Lager geführt. Die Sache macht Aufsehen, und neugierig schließen sich zahlreiche Soldaten dem Zuge an. Man kommt zu dem Offizier, der den vermeintlichen Ausreißer in's Verhör nehmen soll, und der wahre Verlauf des kühnen Morgen Spaziergangs klärt sich bald und leicht auf. Als der Offizier den Lampeneroberer fragt, was er denn eigentlich im Schilde führte bei seinem frühen und einsamen Besuch der Moschee, da gibt er folgende komische Antwort: „Ich wollte dort oben den Kaffee kochen für die Kameraden, welche mir nachkommen sollten, denn ich meinte, der Sturm werde diesen Morgen endlich anfangen.“ An der noch ziemlich schweren Zunge des Soldaten, merkt der Offizier daß er seinen gestrigen Rausch noch nicht ganz verschlafen habe, und hält es für rathsam ihn auf einige Stunden einstecken zu lassen, damit er sich wieder auf ein Ohr legen und sein Gelbensüßlein verträumen könne. — Jetzt wäre das Geschichtchen zur Kurzweil fertig, und erster wieder beginnt die Erzählung vom Kriegszuge.

Am 23. Mai hellte sich das Wetter gegen Abend auf; in goldenem Glanze ging die Sonne unter, und der blaue, wolkenlose Himmel war über Gebirg und Lager ausgedehnt. Marschall Mandon gibt Befehl zum morgenden Sturm, und mit Blitzgeschnelle verbreitet sich diese frohe Nachricht von Zelt zu Zelt, und wird mit Jubel aufgenommen. Des Marschalls vorsichtige Anordnung nach, dürfen die Trommelschläger und Trompeter am Morgen des Sturmtages sich nicht hören lassen, um nicht die Aufmerksamkeit der Kabylen allzusehr zu erregen; die Soldaten sollen ungetrömmelt und ungeblasen aufstehen und zum Sturme sich rüsten.

Ruhig geht die Nacht vorüber; der Morgen des 24. Mai bricht klar und freundlich an, und schon vor vier Uhr ist das ganze französische Lager in Bewegung. Die Zelten werden zusammengelegt, die Soldaten greifen zu den Waffen und bilden sich in Plotone. Hoch zu Ross, erst und ruhig, kommt jetzt der Oberfeldherr daher, hinter ihm drein die Offiziere des Generalstabs. General Jusuf, der eine der Armeedivisionen befehligt, sprengt auf seinem feurigen Fuhs herbei, um des Marschalls letzte Befehle zu holen. Einige Minuten später reitet er zu seiner Angriffsdivision zurück, weist mit seinem Arm nach den Bergespitzen hin, und sagt: „Ihre Befehle sollen vollzogen werden, Herr Marschall, um sieben Uhr

rauchen wir eine Cigarre dort oben in dem Dorfe Igbil-Güffry!“

Dieser Ort, der schwierigste der von den Kabylen besetzten Punkte, soll von General Jusufs Division erstürmt werden.

Heiß entbrennt jetzt der Kampf. Die Sturmcolonnen erklettern die ersten Bergabhänge, und suchen die hinter Felsen und Schanzen versteckten Kabylen auf, die von dort her auf sie herunterfeuern. Da hört man plötzlich, von der linken Seite herüber, ein heftiges Rottenfeuer ertönen, dem gleich darauf einzelne Kanonenschüsse folgen. Dort kämpft die Division des Generals MacMahon; die ist bereits mit den Kabylen zusammengetroffen.

Marschall Mandon verläßt seinen Standpunkt in der Ebene, und reitet links einem Vorbügel zu, der noch am vorigen Abend von den Feinden besetzt gewesen. Von dieser Anhöhe herab, kann er besser die Bewegungen der beiden Divisionen Jusuf und MacMahon beobachten und durch die Adjutanten seine Befehle versenden. Mühsam ist der Ritt auf die Hügelspitze, wegen des dichtstehenden Getreides und des abschüssigen Weges, auf dem die Pferde ausgleiten, doch glücklich langt der Marschall oben an, und nach ihm sein Gefolge.

Von hier aus kann er den ganzen Kampfsplatz vortheilhaft überschauen. Dichter Pulverdampf umhüllt den untern Theil des Berges, an welchem die muthigen Franzosen unerschrocken emporstürmen. Die Trommler schlagen und die Trompeter blasen den Sturmmarsch, und das ferne Getöse des Kampfes wogt, vom frischen Morgenwind getragen, bald schwächer bald stärker herbei. Durch das Fernrohr gewahrt man längs der Bergeshöhe, oberhalb des Pulverdampfes, die Schaaren der Kabylen, welche immer weiter und weiter hinaufziehen, um dem unwiderstehlichen Andrang der Franzosen zu entgegen. An dem zur Rechten sich erhebenden Berge, auf welchem das Dorf Igbil-Güffry liegt, stürmt General Jusufs Division hinan, bleibt aber dem Auge verdeckt durch die blätterreichen Feigenbäume, die den untern Theil des Berges bekränzen; mehrere Flintenschüsse, und der aufsteigende Rauch, verkünden daß auch dort der Kampf schon begonnen.

Immer vorwärts, immer vorwärts, ihr tapferen Streiter, der Sieg ist euer! Und rühmlicher noch ist der Sieg, wenn man ihn über einen muthigen und an Zahl überlegenen Feind erschoten; und das muß den Kabylen zur Ehre nachgesagt werden, sie sind ein kriegerisches Volk und wissen sich gut zu vertheidigen in ihren durch die Natur

erbauten Bergesfestungen, daran noch Menschenkunkst und Menschenhand nachgeholsen, um sie unbezwingbar zu machen. Doch dieses Wort kennen Frankreichs Krieger nicht, das haben sie bei Sebastopol bewiesen, und beweisen es auch hier an den schroffen Bergen und Felsen und Schluchten des wilden Kabylenlandes. Nach kurzem, aber verzweifeltstem Widerstande weichen die Kabylen allwärts zurück, und siegjubelnd pflanzen die Franzosen ihre dreifarbigten Fahnen auf den Bergspitzen auf. Der Sieg ist errungen, und jetzt handelt sich darum, ihn mit Verstand und Umsicht zu benützen, damit er gute und erfreuliche Frucht bringe für die Zukunft.

Um dem geneigten Leser die Erstürmung der Kabylenberge recht anschaulich zu machen, bringt ihm der Bote das schöne, große Bild mit. Da kann er in Gedanken, ohne Gefahr von einer tödtlichen Kugel erreicht zu werden, dem heißen Kampfe beiwohnen, und Theil nehmen an der Siegesfeier.

Freilich wurde der Sieg nicht ohne Verlust errungen, denn die Kabylen sind gute Schützen, und konnten, hinter ihren Felsen versteckt, unsere Soldaten sicher aufs Korn nehmen. Einem Berichte des Marschalls Randon, vom 25ten Mai, zufolge, beläuft sich die Zahl der Todten, worunter auch ein Commandant des 54ten Linienregiments, auf 65, und die der Verwundeten, drei Offiziere mit inbegriffen, auf 417.

In der Nacht vom 24ten zum 25ten Mai, als unsere tapfern Soldaten auf den eroberten Bergeshöhen bivouakirten, und müde ausruheten von den Strapazen des heißen Sturmtages, glaubten die Kabylen sie unbemerkt überfallen zu können, hatten aber ihre Rechnung ohne den Wirth gemacht. Die aufgestellten Feldwachen waren auf ihrer Huth, und empfangen sehr unhöflich die im nächstlichen Dunkel einbersehenden Feinde, die nichts Besseres zu thun wußten, als schnell wieder umzukehren, um den mörderischen Bayonetten der festen Zuaven und der Jäger zu Fuß zu entgehen, die ihnen mit Ungestüm nachsetzten.

Zum Beweise, daß dem echten französischen Soldaten, auch in der Hitze des Kampfes, immer noch ein menschlich-fühlendes Herz in der Helmbreust schlägt, macht sich der Bote eine rechte Freude daraus, folgende Begebenheit zu erzählen:

Bei der Einnahme des Kabylenorfes Souk-el-Arba, woselbst später ein Feldlazareth errichtet wurde, fanden einige Jäger des 11ten Bataillons ein hübsches dreijähriges Mädchen auf ganz sonderbare Weise. Sie drangen nämlich in ein Haus, worin sie Feinde versteckt glaubten;

alles wird durchstöbert, und einer der Jäger zerpfliert, mit einem Schlage seines Flintenkolbens, den Deckel einer Gerstentruhe. Wie groß ist sein Erstaunen, als ihn aus der offenen Truhe ein Mägdlein anlächelt und die kleinen Arme ihm entgegenstreckt. Da schwindet schnell alle Wuth des mörderischen Kampfes, und gibt Raum dem Wohlwollen und dem Mitleid. Der Soldat setzt das Mädchen auf seine Schultern, versäumt aber deswegen nicht, dem Feinde gegenüber, treu seine Kriegerplicht zu erfüllen. Als die Franzosen das Dorf ganz in ihrer Gewalt haben, wird das elternlose Kind der Sorgfalt der Marketenderin des 11ten Bataillons anvertraut, und die Soldaten verpflichten sich, das Kostgeld aus der gemeinschaftlichen Kasse zu bezahlen. Ist dieß nicht ein schöner Zug, lieber Leser? —

Als der mächtige Kabylenstamm der Beni-Naten sich aller Orten besiegte, aus seinen zerstörten Dörfern getrieben und seine Felder und Obstbäume verwüthet sah, da wurde endlich an die Unterwerfung unter Frankreichs Herrschaft gedacht. Abgeordnete, die um den Frieden bitten sollten, wurden an Marschall Randon abgesandt. Ihren Empfang erzählt ein französischer Offizier, wie folgt, in einem Brief, vom 26ten Mai datirt, und auf der Hochebene der Kabylenberge geschrieben:

Es ist halb fünf Uhr Nachmittags. Von meinem Zelte aus gewahre ich ein Ploton Spahis und Verwaltungsoffiziere, vor denen ungefähr vierzig Kabylen herschreiten. Trotz ihrer stolzen Gesichtszüge, sehen sie gedemüthigt aus und abgemattet von der Ramadanasäften und dem acht- undvierzigstündigen Kampfe. Sie ziehen am Lager des 13ten Jägerbataillons vorüber, dem Bivouak des Marschalls zu, links unter Feigenbäumen aufgeschlagen. Ich verlasse mein Zelt, um der Zusammenkunft beizuwohnen und Augen- und Ohrenzeuge der Unterwerfung zu seyn.

Marschall Randon, General-Statthalter Algeriens, sah unter seinem Zelte; seine hohe Würde war bloß an seinem goldverbrämten Kopy erkennbar; ihm zur Rechten stand sein arabischer Dolmetscher, dem ein kabyllischer Dolmetscher beigegeben war. Um letzteren herum saßen die Abgeordneten, meistens Oberhäupter der Stämme deren meisten Oberer noch brannten.

In die Mitte des Halbkreises setzte sich ein fünf- undsechzigjähriger Greis, dem alle Kabylen große Ehrfurcht bewiesen, und neben ihn ein achtzehnjähriger Jüngling, erst seit dem gestrigen Kampfe zum Kaid oder Oberhaupt ernannt, weil sein Vater und sein älterer Bruder darin umgekommen. Mehrere Stabs- und Verwaltungsoffiziere

standen um den Marschall herum, und mir gelang's nahe genug zu treten, um die von demselben in französischer Sprache vorgeschriebenen Bedingungen zu hören, welche die beiden Dolmetscher ins Arabische und Kabyllische übersehten. Diese Bedingungen lauteten folgendermaßen:

1. Der mächtige Stamm der Beni-Raten, bis jetzt feindlich gegen Frankreich gesinnt, hört auf unabhängig zu seyn. Er hat der Bildung und Civilisation Thor und Thüre verschlossen, unsere Ueberläufer aufgenommen und unsere Festungen immerwährend beunruhigt. Sein Gebiet gehört nun Frankreich an.

2. Auf diesem Gebiete sucht sich Frankreich die ihm nothwendig scheinenden Verkehrsstraßen und militärischen Punkte aus.

3. Aller Kampf hört augenblicklich auf.

4. Für jeden Flintenträger Mann zahlet ihr 150 Franken. (Es sind deren 4000 bis 4500.)

5. Ihr stellt mir Geißeln, die ihr unter den Angeesehensten eurer Dörfer bezeichnet.

6. Ihr schicket die eurem Stamme fremden Männer zurück, die euch zu Hülfe gekommen.

7. Euer Eigenthum, eure Religion, eure Sitten und Gebräuche nimmt Frankreich unter den Schutz seiner Geißeln. Wir schützen und verteidigen euch gegen eure Feinde.

„Nehmt ihr diese meine Bedingungen an“, fuhr der Oberfeldherr fort, „so verzeihe ich euch; nehmet ihr sie nicht an, so kehret frei und ungefümt zurück; werfet einen Blick auf eure brennenden Dörfer, auf euer der Blünderung verfallenes Gebiet, und bedenket daß dieses Schicksal euch Allen bevorsteht; ihr sollt ausgerottet werden bis auf den letzten Mann. Bringt ihr mir aber bis morgen herbei, was ich von euch fordere, so könnt ihr in vollkommener Sicherheit in eure Wohnungen zurückkehren, und diejenigen wieder aufbauen welche durch den Krieg zerstört worden; ohne Furcht könnt ihr eure Weiber und Kinder und Heerden zurückrufen, denn ihr lebt sodann unter Frankreichs mächtigem Schutze.“

Der Marschall schwieg, und traurig und befürtzt saßen die Abgeordneten da. Die vierte Bedingung schien ihnen die härteste zu seyn. Jammern streckten sie die Arme gen Himmel, und der in der Mitte sitzende Älteste sprach: „Unser Feuer hat dem Dringigen weichen müssen, Herr; doch Allah hat es gewollt! Wir unterwerfen uns ohne Murren seinem Willen! Aber nie werden wir reich genug seyn, um dir die geforderte Geldsumme zu bezahlen.“

Auf diese Klagen versetzte der Marschall mit ernster und strenger Miene: „Habt ihr Geld ge-

funden zur Bezahlung eurer Hülfsmannen, so findet ihr dessen auch um meiner Forderung Genüge zu leisten. Kehret nun in eure Dörfer zurück, berathet euch untereinander und verkündigt euern Kriegsmännern meine Bedingungen. Kommt mir in vierundzwanzig Stunden eure Antwort nicht zu, so sollt ihr und all' eure Stämme vernichtet werden! Dies ist mein letztes Wort.“

Der Marschall gab den Oberhäuptern ein Zeichen mit der Hand, und sie entfernten sich mit traurigem, gesenktem Blicke.

Bevor die anberaumte Frist verstrichen, sandten sie schon Botschaft, daß sie die gefekten Bedingungen annehmen und sich unterwerfen wollten. —

Der schnelle und glänzende Erfolg des Feldzugs gegen die Beni-Raten, bewirkte auch alsobald die freiwillige Unterwerfung mehrerer anderen Kabylenstämme, die dadurch der Zerstörung ihrer Dörfer und Felder vorzubeugen suchten. Der Bote muß da, beim Nennen dieser Stämme, höchst kuriose Namen schreiben, an denen wohl einer oder der andere Leser zu studiren haben wird, um sie herauszubringen. Es kamen ins französische Lager: Die Abgesandten der Arb-Doula, der Beni-Fraoussen, der Beni-Khelik, der Beni-Boudrar, der Beni-Duassif, der Beni-Attass und der Beni-Albils. Alle diese Stämme nahmen die Friedensbedingungen an und stellten Geißeln, die der Marschall unter sicherem Geleit nach Algier schickte. Am 4ten Juli wurden noch die Abgeordneten der Beni-Mousser und der Beni-Ben-Akade, deren Ankunft schon angekündigt war, erwartet, um die Zahl der Unterworfenen vollständig zu machen.

Einen guten und wohlthätigen Eindruck auf die Kabylen machte die Verordnung des Marschalls, der zufolge die Aerzte und Chirurgen des französischen Heers sich in die eroberten Dörfer der Kabylen begaben, ihre Kranken und Verwundeten aufsuchten und ihnen sorgfältige Pflege angedeihen ließen. Gewiß, ein schönes und lobenswerthes Bestreben!

Nachdem die ersten heißen und blutigen Kampf- und Sturmstage für unsere tapferen Soldaten vorüber waren, legten sie die mörderischen Waffen bei Seite, griffen zu Schaufel und Bickel und wurden fleißige Schanzgräber und Straßenerbauer. Der General-Statthalter beschloß nämlich die Anlage einer Heerstraße und die Erbauung einer Festung am Eingang in das Kabylenland, die Napoleons-Fort genannt wurde. Dieß sind kluge und weise Vorsichtsmaßregeln für die Zukunft, im Fall, daß es den Kabylen wieder einmal gelüsten sollte die französische Herrschaft

abshütteln zu wollen, die jedoch kein schweres Joch für sie ist, was die meisten Araberstämme schon eingesehen haben, die sich wohlbehalten unter Frankreichs Regierung und Befehlen.

Bis heute, der Bote schreibt dieß um die Mitte des Julimonats, lauten die Berichte des Marschalls Randon an den Kriegsminister ganz befriedigend, alle Kabystenstämme verhalten sich ruhig und fügen sich geduldig in den Verlust ihrer Unabhängigkeit. Es wird ihnen mit der Zeit schon klar werden, daß sie dadurch eher gewonnen als verloren haben, denn aus ihrem, obwohl unfreiwilligen Uebertritt zu Frankreich kann ihnen nur Vortheil und Nutzen für Kinder und Kindeskinde erwachsen. Die Erzeugnisse ihres Bodens und ihres Gewerbsleißes finden durch die Handelsverbindungen schnelleren und bessern Abgang, die Lehren, Sitten und Gebräuche des Christenthums brechen sich Bahn in ihr bis jetzt verschlossenes Gebiet, und wer weiß ob nicht im Laufe der Zeiten, nach Gottes weisen und unerforschlichem Rath, es offenbar werden wird, daß der Kriegszug in das Kabystenland auch beigetragen hat zur endlichen Erfüllung des Ausspruches unseres Herrn und Heilandes: Es wird nur Eine Heerde und Ein Hirte seyn!

Der Löwentödter.

(Mit einer Abbildung.)

Julius Gerard, Offizier im dritten Regiment der Spahis, dem man den Beinamen der Löwentödter gegeben hat, erzählt eine Begebenheit aus seinem vielbewegten und gefährlichen Leben, die, der Bote glaubt's wenigstens, bei den Lesern des Kalenders Interesse erregen wird. Wir wollen den muthigen und unerschrockenen Mann selbst reden lassen:

Es war im Hornung des Jahres 1845. Seit einigen Monaten hatte mich der Herzog von Anmale, einer der Söhne Ludwig Philipps, mit einer schönen und guten Flinte beschenkt, die ich gar zu gern im Kampfe mit einem Löwen versucht hätte, deren ich damals erst zwei erlegt hatte.

In Folge meiner ersten Streifzüge gegen die wilden Bewohner der afrikanischen Wüsten, mußte ich an einem hartnäckigen Fieber doktern, das mich vorläufig noch mit Gewalt in meinem Quartiere festhielt, doch, in der Hoffnung daß die Seelust mir gut bekommen werde, machte ich mich, zu Ende Februars, nach der Stadt Bone auf.

Glücklich langte ich daselbst an, und fühlte mich in der That auch stärker und gesünder. Da hörte ich eines Tages von einem alten Löwen sprechen, der in der Umgegend des Lagers von Drean schon viel Schaden und Verderben angerichtet hatte; gleich entschlossen, dem Ungeheüm auf den Leib zu gehen, ließ ich meine Waffen aus Guelma kommen, und verließ Bone am 26. Hornung.

Um fünf Uhr des andern Abends erreichte ich einen Douar oder Dorf des arabischen Stammes der Duled-Bou-Azizi, eine halbe Stunde von dem Schlupfwinkel des gefürchteten Löwen gelegen, der, wie die Greife mir sagten, seit dreißig Jahren im Febel-Krounega sich aufhielt. Zugleich erfuhr ich daß, allabendlich, beim Untergang der Sonne, der Löwe brüllend seine Höhle verlasse und in die Ebene heruntersteige.

Ich mußte daher mit ihm zusammenstoßen, und lud hoffnungsvoll meine beiden Flinten. Kaum hatte ich diese Arbeit mit der größten Sorgfalt beendigt, als das Brüllen des Löwen vom Berge her sich vernehmen ließ.

Der Araber, bei dem ich Herberge genommen, bot mir an, mich bis an die Furt zu begleiten, woselbst der Löwe, vom Berge kommend, gewöhnlich über den Bach setzte. Ich nahm sein Erbieten an und gab ihm meine zweite Flinte.

Die Nacht war stockfinster, und behutsam schritten wir vorwärts. Nach Verlauf einer Viertelstunde, immer durch's Gebüsch ziehend, gelangten wir an den Bach, der am Fuße des Berges Febel-Krounega vorüberfließt.

Mein Führer, den das immer näher und näher kommende Brüllen des Löwen sehr angriff, sagte mir zitternder Stimme: „Da ist die Furt.“

Vergeblich strengte ich meine Augen an um mich zurecht zu finden; Alles ringsum war rabenschwarz; ich vermochte nicht einmal den mir zur Seite stehenden Araber zu erkennen. Da nun die Augen ihren Dienst nicht üben konnten, kletterte ich, am Boden tastend, an den Bach hinab, in der Hoffnung mit der Hand die Spuren eines Pferdes oder einer Heerde zu entdecken. So fand ich die Furt, von Felsen eingeengt, und zugleich einen Stein der mir zum Sitzen dienen konnte; er lag etwas außerhalb der Furt. Nachdem ich mich so gut als möglich eingerichtet hatte, stellte ich's meinem Begleiter frei heimzukehren; er hätte nicht besser begehrt, wenn ich mitgegangen wäre, doch allein den Weg zu machen, getraute er sich nicht.

„Wir wollen miteinander ins Dorf zurück,“ sagte er flehentlich, „es ist allzu finster; wir könn-

ten den Löwen sicherer am Tag auffuchen. Die Nacht ist keines Menschen Freund!¹⁴

Ich schlug rundweg ab. Da kauerte er sich, ungefähr fünfzig Schritte von mir, in ein Mastirgebüsch. Ich gebot ihm, sich nicht zu regen, er möge hören was er wolle, und machte mich schußfertig.

Zimmer näher und näher ertönte das Löwengebrüll.

Da ich meine Augen während einiger Minuten geschlossen gehalten, gelang es mir, als ich sie wieder öffnete, zu meinen Füßen eine senkrechte Abdachung zu entdecken, die vermuthlich durch das Austreten des Baches entstanden, der mehrere Meter weiter unten vorüberfloß; gerade vor mir sah ich die Furt. Alsogleich war mein Kampfplan gemacht.

Sollte mir's gelingen, den Löwen im Bette des Baches zu erblicken, so mußte ich auf ihn schießen, da die Abdachung mich retten konnte, wenn ich glücklich genug wäre ihn schwer zu verwunden.

Ungefähr um neun Uhr hörte ich das Brüllen des Raubthiers ganz in der Nähe des Baches. Ich spannte den Flintenhahn, stemmte den Ellbogen auf das Knie, den Kolben an die Schulter, hielt die Augen auf das mir zuweilen sichtbare Wasser gerichtet, und harrete so der Dinge die da kommen sollten.

Schon langweilte mich das Warten, da hörte ich vom andern Ufer des Baches, gerade mir gegenüber, einen langen, kehlenartigen Seufzer erschallen, der Ähnlichkeit hatte mit dem Lodesröcheln eines Menschen. Ich schaute hinüber und gewahrte, zwei feurigen Kohlen gleich, die auf mich gerichteten Augen des Löwen. Das Stiere dieses Blickes, der eine matte Helle verbreitete, die nicht einmal den Kopf des Anthiers erkennen ließ, drängte mir all mein Blut gegen das Herz. Eine Minute vorher schauerte mich's vor Kälte, und jetzt rann mir der Schweiß über die Stirne.

Wer noch niemals einen ausgewachsenen Löwen in seinem wilden Zustand, todt oder lebendig gesehen hat, mag's wohl möglich halten demselben mit blanker Waffe zu Leibe zu gehen; wer jedoch einen solchen schon gesehen, der weiß, daß der Mensch, dem Löwen im Kampfe gegenüber, nicht mehr ist als ein Mäuslein in den Krallen der Katze.

Früher hatte ich, wie schon gesagt, zwei Löwen erlegt, wovon der kleinste fünf Zentner gewogen. Mit einem Griff seiner Klauen hatte er ein Pferd im gestreckten Galopp angehalten, und Roß und Reiter waren auf dem Platze geblieben.

Seit jener Zeit war mir's klar geworden, wie man sich zu benehmen habe, und Schwert und Dolch sah ich nicht mehr als verbürgte Rettungswaffen an, versäumte aber trotzdem doch nicht, jedesmal einen breiten und scharfen Dolch zu mir zu stecken, wenn ich auf die Löwenjagd auszog, um, im Fall der Noth, Gebrauch davon zu machen.

So zog ich auch jetzt meinen Dolch aus der Scheide und stieß ihn neben mir in den Boden. Mittlerweile näherten sich die Augen des Löwen immer mehr dem unten laut und rasch dahinfließenden Bache.

In Gedanken nahm ich Abschied von Allen die mir lieb waren auf Erden, und faßte den festen Vorsatz in diesem Kampfe zu siegen oder zu sterben. Als mein Finger den Drücker der Flinte berührte, fühlte ich mich vielleicht minder bewegt als der in's Wasser steigende Löwe.

Sein erster Tritt in den Bach hallte zu mir herauf. . . . Da wurde es wieder still. War er stehen geblieben, oder rückte er mir näher? Vergebens strengte ich meine Augen an, die dichte Finsterniß zu durchdringen; da schien mir's plötzlich als hörte ich des Löwen Tritte, ganz nahe zu meiner Linken, den morastigen Boden stampfen.

Er hatte wirklich den Bach diesseits verlassen und war still und langsam an der Furtlehne emporgestiegen; nur noch vier oder fünf Schritte stand er horchend neben mir, und konnte mit einem einzigen Sprung mich erreichen.

Was nützt es lange zu zielen, wenn man nicht einmal den Flintenlauf unterscheiden kann? Ich drückte los auf Gerathewohl, den Kopf in der Höhe und die Augen offen. Beim Leuchten des Schusses erblickte ich eine Sekunde lang die Gestalt des ungeheuern Raubthieres mit dichter Mähne; sein schreckliches Gebrüll wiederhallte, doch er sprang nicht auf mich los, und war also tödtlich oder wenigstens schwer verwundet.

Dem ersten Schmerzgebrüll folgten dumpfe, drohende Klagen.

Ich hörte den Löwen im Moraste sich herum-schlagen, ganz am Rande des Wassers; dann wurde es plötzlich still.

Da ich ihn todt glaubte, oder doch wenigstens nicht im Stande diesen Ort zu verlassen, so kehrte ich mit meinem Führer, der Alles mit angehört hatte und den Löwen für erlegt hielt, in das Dorf zurück.

Es versteht sich von selbst, daß ich die ganze Nacht kein Auge schließen konnte, und kaum begann der Tag zu bleichen, so ging ich mit meinem Führer zur Furt. Allein der Löwe war verschwunden! Ein fingerdicker Knochen, den wir



Der Löwentödter.

mitten in der Blutlache dort fanden, ließ mich vermuthen, daß mein Schuß dem Löwen ein Achselblatt zerschmettert hatte. Kaum zwei Fuß von dem Stein, auf welchem ich gesessen, hatte das Unthier eine mehr als armsdicke Wurzel entzweigebissen, vermuthlich um seinen Rachedurst zu kühlen.

Wir versuchten umsonst seine Spur durch das verlorene Blut zu entdecken; da er im Wache hinuntergegangen, so gelang uns solches heute nicht.

Am andern Tage kamen die sämtlichen Araber des Dorfes, die überzeugt waren, wie sie sagten, wir müßten irgendwo den Löwen todt finden, und boten sich zur Begleitung mir an.

Sechzig Mann hoch zogen wir aus, sowohl zu Fuß als zu Pferd. Nach mehrstündigem, vergeblichem Suchen verließ ich die Araber,ehrte in das Dorf zurück und dachte bereits an meine Rückreise nach Bone, als ich, vom Berge her, Flintenschüsse und lautes Hurrarufen hörte.

„Die haben gewiß meinen Löwen aufgetrieben!“ sagte ich, schwang mich wieder auf's Pferd und sprengte in gestrecktem Galopp der Gegend zu. Meine Hoffnung wurde nicht betrogen, denn bald kamen mir fliehende Araber entgegen, die gleich Befessenen schriehen; nach allen Richtungen hin stoben sie auseinander.

Zehn der Muthigsten, und beritten, unter der Anführung ihres Scheiks oder Oberhaupt's, waren dem Löwen gefolgt, der sich mühsam nach dem Berge hinschleppte. Schon hatte ich den Bach hinter mir, und wollte eben vom Pferde steigen, als ich die zehn Araber, den Scheik an der Spitze, schnell umkehren und in gestrecktem Galopp davonjagen sah. Hinter ihnen drein, und bloß auf drei Weinen, denn das vierte war verwundet, kam der Löwe daher, welcher fast noch schneller als sie über die Felsen und durch das Mastirgesträuch sprang, und dessen Gebüll die Pferde so sehr erschreckte, daß die Reiter nicht mehr Meister über sie waren.

Ich ritt entschlossen und getrost vorwärts. Als die stehenden Araber mich erblickten, faßten sie wieder neuen Muth und hielten sich in meiner Nähe. Jetzt bekam ich den Löwen zu Gesicht, der auf einem freien Platze mitten im Mastirgebüsch sich gelagert hatte und stolz und drohend seine zahlreichen Gegner erwartete. Ich mochte ungefähr dreihundert Schritte von ihm seyn, und konnte ihn ganz nach Herzenslust betrachten.

Es war ein großartiger Anblick! Die zornsprühenden Augen, der gähnende Rachen, die

schwarze struppige Mähne, der flankenschlagende Schweif — denket euch dieß Alles zusammen, und ihr habt das Bild meines furchtbaren Löwen! Ich mußte nun drauf los, denn es trieb mich mit unwiderstehlicher Gewalt.

Ich stieg vom Pferde und rief einem der mir zunächst stehenden Araber, damit er mir's hielt. Mehrere kamen auf meinen Ruf herbei, und suchten mich von dem Vorhaben abwendig zu machen. Um nicht, gegen meinen Willen, von ihnen wieder auf's Pferd gesetzt und davongeführt zu werden, blieb mir nichts anderes übrig als ihnen meinen Burnus oder Mantel, woran sie mich fest halten wollten, in den Händen zu lassen; und mit meiner Flinte gegen den Löwen zu schreiten. Immer abwehrend, folgten mir einige; doch, je näher ich dem drohenden Raubthiere kam, desto kleiner wurde ihre Zahl. Nur Einer hielt Stand; es war mein Führer vom ersten Abend.

„Ich habe dich als Gastfreund unter meinem Zelte beherbergt,“ sagte er, „und siehe gut für dich vor Gott und vor den Menschen! Ich werde mit dir zu sterben wissen!“

Mittlerweile hatte der Löwe die Waldlichtung wieder verlassen, und sich, einige Schritte von dort, im Dickicht gelagert.

Behutsam zog ich vorwärts, immer zum Schusse bereit, konnte aber, trotz alles Forschens des Löwen Spur nicht auffinden, der kein Blut mehr hinter sich ließ. Schon hatte ich das Dickicht fast ganz durchschöbert, als mein außerhalb stehender Führer mir zurief: „Du sollst keine Heute des Todes werden, denn du bist hart am Löwen vorübergegangen! Wären deine Augen den feinigsten begegnet, so wärest du verloren gewesen, noch bevor du hättest schießen können.“

„Wirf Steine gegen den Ort hin wo du den Löwen versieckt glaubst,“ befahl ich dem Araber, „die ganze Geschichte dauert mir schon zu lange!“

Dieß geschah, und schon beim ersten Steinwurf that sich ein Mastirbüsch auseinander, der Löwe trat hervor, schaute ringsum und machte einen gewaltigen Satz gegen mich. Er war noch ungefähr zehn Schritte von mir. Schnell schlug ich die Flinte an und drückte los. Die Kugel traf den Löwen einen Zoll hoch über dem linken Auge, und jach stürzte er nieder (siehe die Abbildung.)

Mein treuer Führer war herbeigesprungen und begann schon ein Dankgebet, als der Löwe sich plötzlich wieder drohend aufrichtete auf seinen Hinterfüßen, gleich einem sich bäumenden Kose. Ich schlug nochmals an, und die zweite Kugel

meiner guten Doppelflinte fuhr dem Raubthier in's Herz und streckte es todt nieder. Der Sieg war unser, und die Umgegend von dem gefährlichen Feinde befreit!

Nachdem mein zweiter Schuß gefallen war, kamen die Araber alle herbei und umringten jubelnd und mir dankend den Löwen. Drauf wurde das erlegte Thier im Triumph nach dem Douar gebracht, und von dort nach der Stadt Bone, woselbst ich es kunstgerecht öffnete. Der über dem linken Auge eingedrungenen Kugel hatte das riesenfeste Stirnbein so starken Widerstand geleistet, daß sie daran ganz flach geworden, breit wie der Ballen meiner Hand und nicht dicker als zehn aufeinandergelegte Bogen Papier. Da kann man sich einen Begriff machen von dem außerordentlichen Körperbau eines afrikanischen Löwen!

— Schließlich meint der Bote, daß mit einem solchen Anthier, so schön es auch mag anzuschauen seyn, nicht leicht zu spassen ist, und es wäre ihm keine angenehme Aufgabe seinen Kalender in den arabischen Dörfern feil zu bieten. Er thut dieß weit lieber im heimatlichen Elsaß und in Lorhringen; da kann man ohne Gefahr in rothen und goldenen Löwen einkehren und ruhig sein Schöppllein trinken.

Zum Schluß des Kalenders, noch ein Wort vom Ende der Welt.

Wohl hat der Bote schon vorn in dem geräumten Gruß an seine lieben Leser ein Wortlein gesagt von dem Ende der Welt, das prophezeit war auf den 13. Juni des Jahres 1857; doch denkt er, auch am Schluß des Kalenders noch einmal davon sprechen zu müssen in ungebundener Rede, in schlichter Prosa.

Es gibt nichts Neues mehr unter der Sonne; dieß ist ein wahres und allbekanntes Wort. Auch die Prophezeiung vom Untergange der Welt, an einem bezeichneten Tage, ist nichts Neues, und kam schon vor vielen Hundert Jahren vor, wie uns die alten Chronikbücher melden. Der Bote glaubt fest, denn es steht im Buche der ewigen Wahrheit, in Gottes Wort, geschrieben, daß nicht ausbleiben wird das Ende dieser unserer irdischen Welt, die der Schöpfer und Erhalter aller Dinge hervorgerufen hat durch Sein allmächtiges Verbe; allein daß ein Mensch je Tag und Stunde des Weltuntergangs ausrechnen könne, dieß glaubt er nun und nimmermehr! Dazu ist auch der gelehrteste Sterndeuter, mit seinen größten Fernrohren, viel zu kurzfristig, denn Gottes Rath ist wunderbar und unerforsch-

lich und undurchdringlich. Darum wachet, ruft uns der Heiland zu, denn ihr wisset nicht, welche Stunde euer Herr kommen wird. Er wird kommen an dem Tage, deß ihr euch nicht versehenet, und zu der Stunde, die ihr nicht meinete! Und nach dieser ernstlichen, dringenden Mahnung erzählt Er das Gleichniß von den zehn Jungfrauen, die ihre Lampen nahmen, und ausgingen, dem Bräutigam entgegen, aber nur fünf unter ihnen waren klug, und nahmen Del mit in ihren Gefäßen (Matth. 24 und 25). Da steht geschrieben; schlaget nur eure Bibel auf, suchet nach und leset mit Bedacht.

So wenig nun der Bote an die Vorhersagung des Weltendes auf den 13. Juni 1857 glaubte, so machte es ihm eben so wenig Freude lesen und hören zu müssen, wie Manche ungeziemenden Scherz und Spott damit trieben. Daß war wieder nicht an seinem Platz, denn mit ernstlichen Dingen soll man nicht spassen. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Er kann hereinbrechen wie ein Dieb in der Nacht, und Rechnung von uns fordern. Darum sollen wir immer bereit seyn auf das Kommen des Herrn, und unser ganzes Leben und alle unsere Handlungen darnach einrichten, dann können wir getrost und freudig jeden Augenblick den Tod erwarten, der in so vielerlei Gestalten auf Erden umherziehet, also daß täglich, ja stündlich, für Einen oder den Andern das Ende der Welt erscheint. Darum wachet!

Juden, meint der Bote, wär's ja nichts so Schreckliches um einen allgemeinen Untergang, wenn jeder Mensch sich beseligen würde zu leben, wie er wünschen wird gelebt zu haben, wenn sein letztes Stündlein erscheint. Da brauchte man nicht lieben Todten nachzuweinen, mit denen man im Leben so glücklich gewesen, und deren Heimgang und Bestattung auf dem Friedhof den Hinterbliebenen oft so schmerzliche Wunden schlägt, die lange, lange nicht vernarben. Alle würden dann miteinander heimgenhen, zur selben Stunde, ins ewige Vaterhaus, drinnen kein Schmerz und Leid mehr seyn wird, und keine Trennung!

Der 13. Juni, dem Viele mit Angst und Schrecken entgegen gesehen, ging also still und glücklich vorüber. Der Bote war eben in dem gewerblustigen Mariathal, im freundlichen Leberthal, woselbst er liebe Kinder und ein munteres Enkelin besuchte, nach denen sein Herz verlangt hatte. Friedlich-glänzend neigte sich die Samstagsonne hinter die Berge, und wie ein ewiges Gottesauge strahlte sie ins Thal herab durch die hoffnungsgrünen Zweige der Bichen und

Lannen und Buchen, so daß es denen die darauf merkten ganz feierlich zu Muthe ward. In diesem mildreichen Abschiedsblicke lag gleichsam die Versicherung und Verkündigung eines gesegneten, fruchtbareren Jahres, das die Menschen erfreuen sollte nach so vielen Jahren des Mißwachses und der Theuerung.

Und in der That, menschlichen Ansichten und Berechnungen nach, sind auch alle Anzeigen da zu einer reichen und ergiebigen Ernte, zu einem den Fleiß der Winzer belohnenden Herbst. Im Augenblicke da der Vot dieses schreibt, haben schon aller Orten unsere rührigen Landleute die Wintergerste geschnitten und in die Scheunen eingeheimst. Seit Menschengedenken, heißt es, hat man die Körner nicht so schön und voll und kräftig gesehen. Die zahlreichen Helfer aus Lothringen wandern schon herunter ins Elsaß, mit Sichel und Dreiflegeln bewaffnet; die Weizenähren mit ihren dichtgedrängten Körnern fangen an zu gelben, und das Auge kann sich nicht satt schauen an den reifen Feldern des lieben Vaterlandes. Die Kartoffelstöcke haben glücklich verblüht, und versprechen reichlichen und gesunden Ertrag; sie sollen uns freundlich willkommen seyn, die schwachhaften Knollen, wenn sie nun unter der blanken Haue herauschlüpfen aus ihrem dunkeln Versteck zum heitern Tageslichte! Es ist jetzt wieder ein rechter Genuß, und es soll zum herzlichsten Dank gegen Gott uns antreiben, diese nützliche und köstliche Frucht als gesunde Speise auf dem Tische zu sehen. Wie lange mußten wir dieser Wohlthat entbehren! Und nun vollends die Reben! Dran hängen unzählige Trauben, die unter Gottes väterlicher Obhut reifen mögen zu voller Süßigkeit und des Menschen Herz erfreuen mit ihrem erquickenden und stärkenden Saft! Man erzählt von einem alten und großen Rebstock im Reistenholzer-Bann, der mit dreihundert Trauben pranget, und aber auch mit einer Blumen- und Cyphen-Krone, die ihm zum Dank aufgesetzt wurde. Da lohnt sich's der Mühe zu herbsten! Und habt ihr gehört, wie viel Trauben die Rebe hervorbrachte am Hause des Todtengräbers zu St. Helena oder Guitteuten, eines Strassburger Gottesackers? Nicht mehr und nicht weniger als 1157, gut gezählt!

Allüberall, wohin wir blicken, lauter Segen und Fülle, auf Wiesen und Feldern, in Gärten und Rebgegenden! Der treue und liebevolle Gott hat uns den Tisch wieder reichlich gedeckt, wir dürfen uns nur daran setzen und zulangen. Aber laßt uns auch den Dank nicht vergessen, den wir dem gnädigen Erhalter dafür schulden: Danket dem Herrn, denn Er ist freundlich, und Seine Güte währet ewiglich! Aller Augen warten auf

Ihn, daß Er ihnen Creiße gebe zu seiner Zeit; Er thut Seine milde Hand auf, und erfüllt Alles was da lebet mit Wohlgefallen! Die Augen des Herrn sehen auf die Gerechten, und Seine Ohren hören auf ihr Schreien; darum befehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf Ihn, Er wird's wohl machen! —

Der geneigte Leser wird denken, der Vot kommt da ins Predigen und in die Bibelsprüche hinein, wie ein Herr Pfarrer. Ja, sehet, liebe Freunde, es ist gegenwärtig dem Kalendermann recht wohl und feierlich ums Herz, wie wenn er in der Kirche säße, und er möchte gern den Kalender für 1858 auf würdige Weise beschließen. Der Herr schenke zu dem Wollen auch das Vollbringen!

Jetzt noch etwas. Dem Voten fällt da gerade ein altes Sprüchwort ein: Spare in der Zeit, so hast du's in der Noth. Das wollen wir recht beherzigen, und nicht in Jahren des Segens und des Ueberflusses so leichtsinnig und blindlings in den Tag hinein haufen, als könnten wir gar nicht damit fertig werden. In guten und fruchtbareren Zeiten, wenn die Lebensmittel wohlfeil sind, da muß man ans Sparen und Zurücklegen denken; dann nützt's! Wenn man erst anfangen will zu sparen, wann Mangel und Noth hereinbrechen, dann ist's zu spät; man mühet und plagt sich vergebens, und muß immer in Kummer und Sorgen leben. —

Und somit wären wir glücklich am Schlusse des Kalenders für 1858 angelangt, der, wenn die Prophezeiung vom Ende der Welt, auf den 13. Juni 1857, sich als wahr erzeigt hätte, nicht mehr zum Vorschein gekommen wäre. Das war nur alberner Larifari, eitel Lug und Trug, denn, noch einmal, keinem sterblichen Menschen ist es gegeben, Gottes unerforschlichen Rath zu durchschauen; Seine Wege sind nicht unsere Wege, und Seine Gedanken nicht unsere Gedanken! Wir wollen aufrichtig uns bestreben, immer weiser, besser und frömmere zu werden, damit wir mit Freuden, ohne Furcht und Zittern, uns bereit halten können zum gewissen Heimgang in's ewige Vaterhaus.

Sei und bleibe reich in Gott; habe deine Lust an dem Herrn, der wird dir geben, was dein Herz wünschet.

Und hiermit, lieber Leser, bleibe wieder auf ein Jahr lang Gott beschulen!

Geschrieben am 19. Juli 1857.

Auflösung der Räthselnüsse.

Die Räthselnüsse sind durch den Herrn Räthselnüsse für 1858 aufgelöst worden. Die Räthselnüsse sind durch den Herrn Räthselnüsse für 1858 aufgelöst worden.